



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

## **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

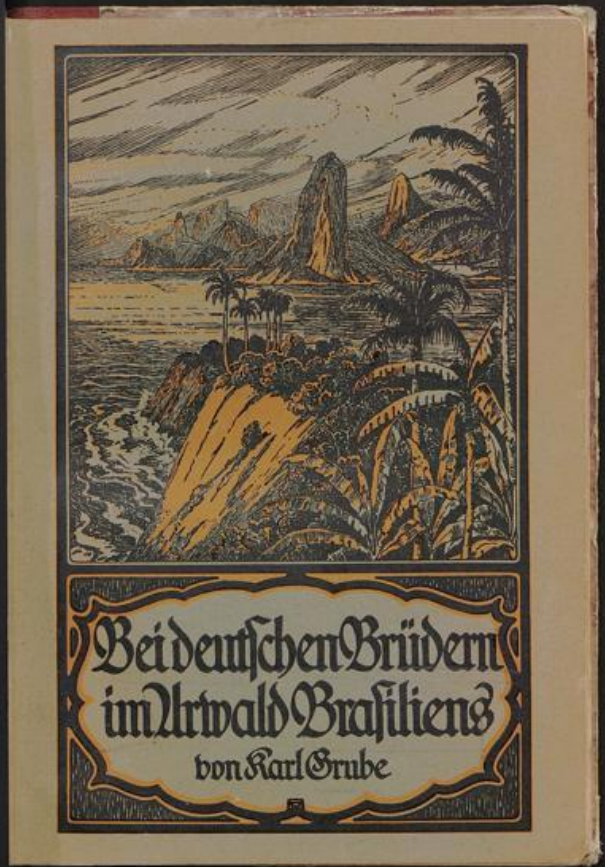
**DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"**

### **Bei deutschen Brüdern im Urwald Brasiliens**

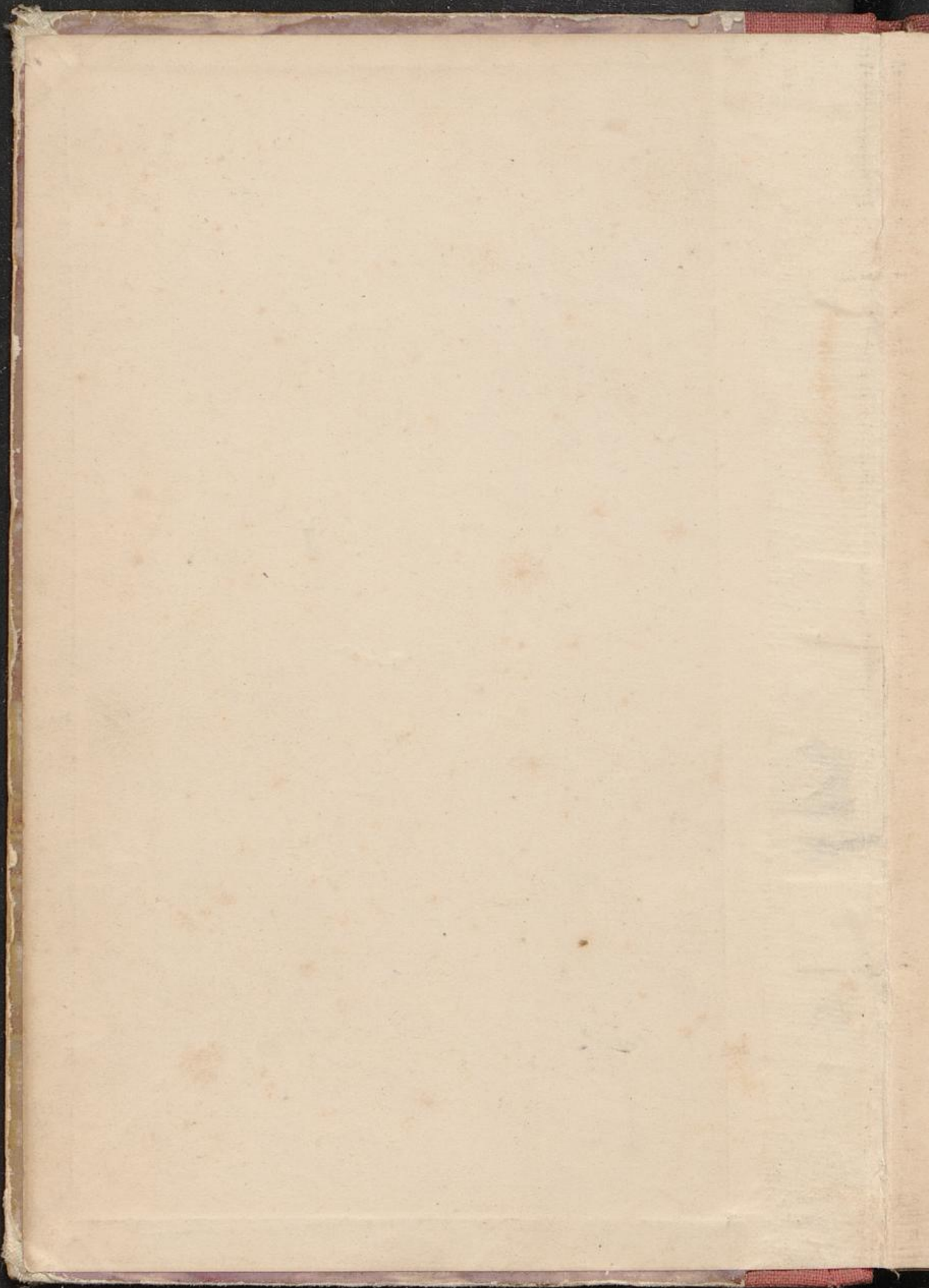
**Grube, Karl**

**Leipzig, 1916**

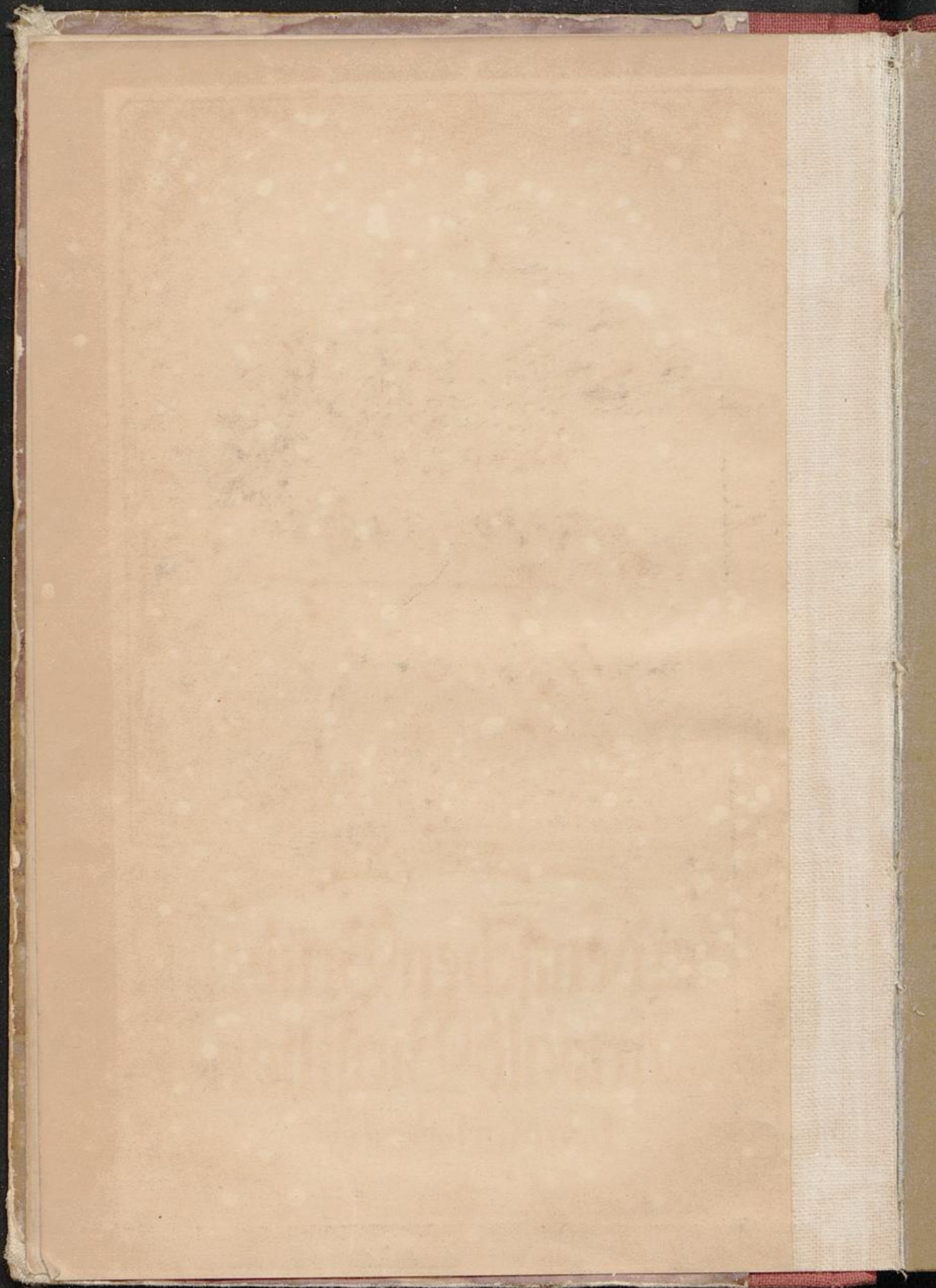
**urn:nbn:de:gbv:46:1-10459**

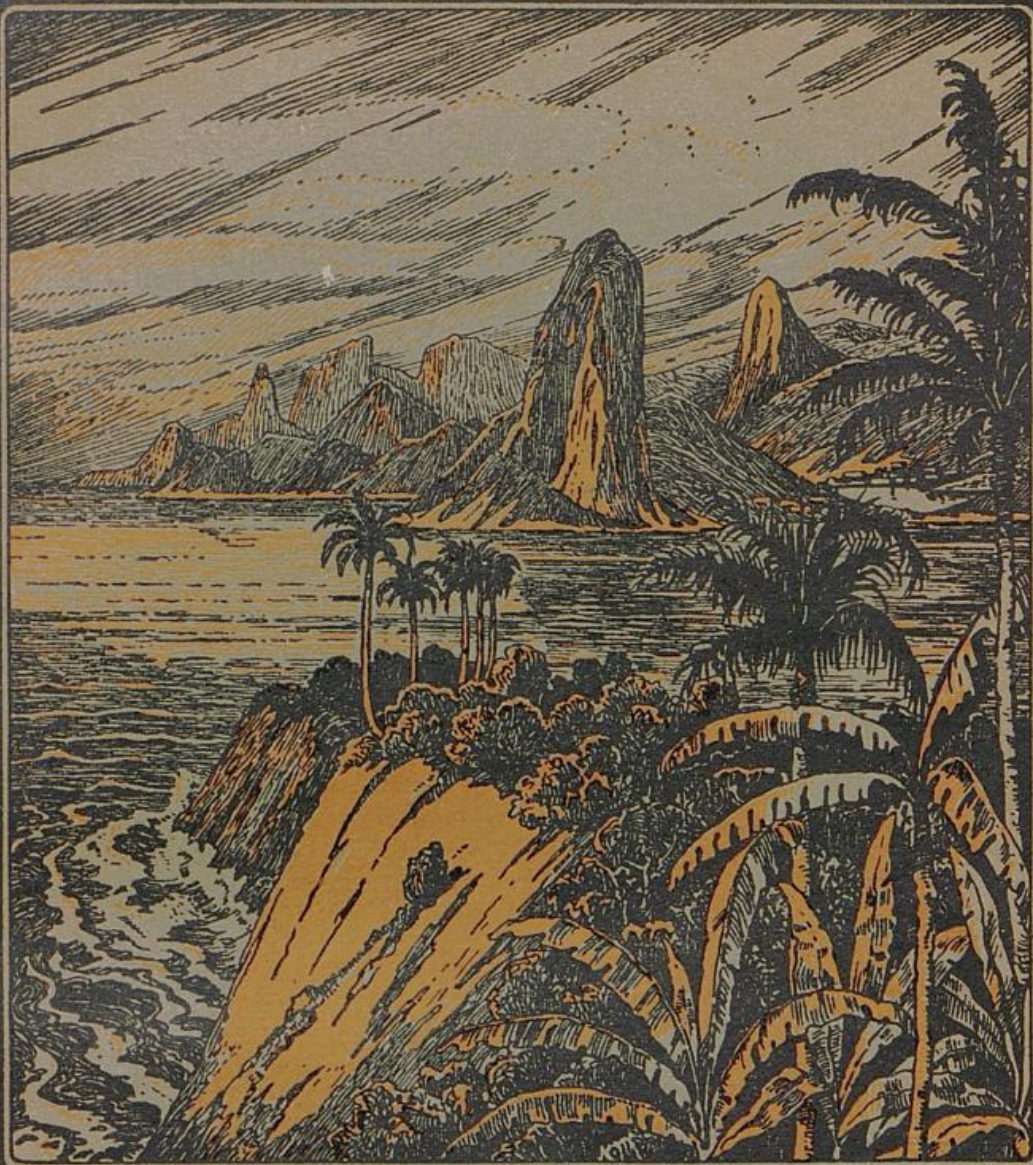


c  
8

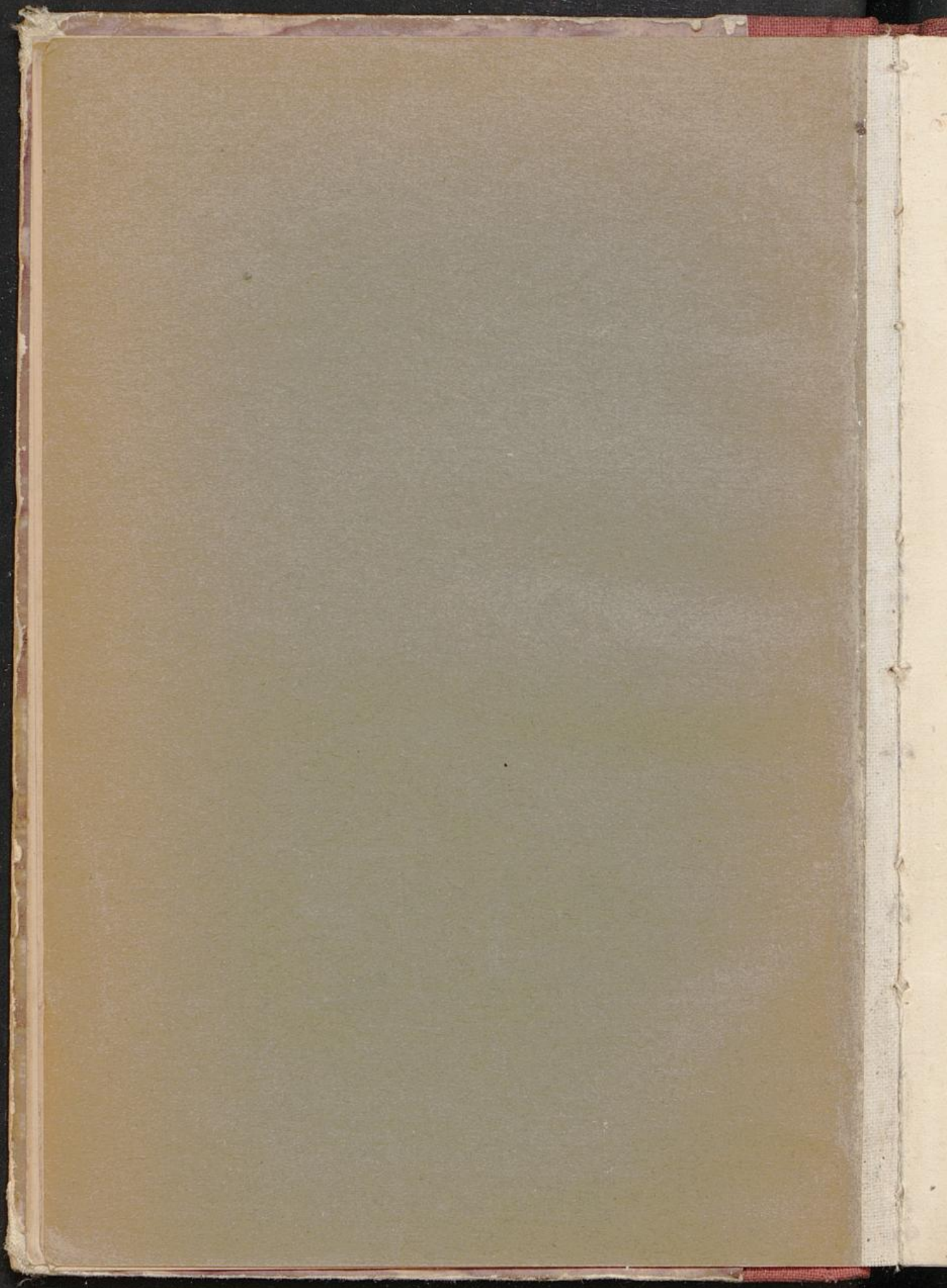


V. 2. c. 4678





Bei deutschen Brüdern  
im Urwald Brasiliens  
von Karl Grube



# Bei deutschen Brüdern im Urwald Brasiliens.

Eine Kundfahrt

von

Karl Grube.



V. 2. c. 4678

1916: 2. 076

Erschienen in Leipzig 1916  
in der Dieterich'schen Verlagsbuchhandlung  
Theodor Welcher.

Alle Rechte, besonders das Recht der Uebersetzung  
in fremde Sprachen vorbehalten.

---

Copyright 1916 by Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung  
Theodor Weicher, Leipzig.

# Inhalt.

	Seite
Vorwort . . . . .	V—VII
I. Die Ausfahrt . . . . .	1
II. Von der Nordsee bis Lissabon . . . . .	7
III. Über den Aquator nach Rio . . . . .	15
IV. Südstaaten, Santos und Curitiba . . . . .	21
V. Maitage . . . . .	26
VI. Ein Urwaldphilosoph . . . . .	34
VII. Soll man auswandern . . . . .	39
VIII. Eine italienische Kolonie . . . . .	42
IX. Nach Porto Alegre . . . . .	48
X. Ein politischer Tag . . . . .	51
XI. Meine erste Krokodilsjagd . . . . .	54
XII. Santa Cruz . . . . .	58
XIII. Im Heuschreckenschwarm . . . . .	62
XIV. Warnung vor dem Norden . . . . .	65
XV. Sonnwendnacht . . . . .	71
XVI. Ein Reitervolk . . . . .	73
XVII. Diamanten . . . . .	76
XVIII. An der Barre von Rio Grande . . . . .	80
XIX. Allerlei vom Handel . . . . .	82
XX. Joinville . . . . .	86
XXI. Urwaldritt . . . . .	90
XXII. Blumenau . . . . .	93
XXIII. Heimkehr und Rückblick . . . . .	104

---



## Vorwort.

Gerade in diesem Weltkriege hat sich die treue Heimatliebe der Deutschen im Urwald Brasiliens auf das glänzendste bewährt. Heute wird man im alten Vaterlande Verlangen tragen, von den wackeren Deutschen unter dem südlichen Kreuze zu hören, deren Treue sich so felsenfest in eiserner Zeit erwies.

Solche Bücher tun besonders in unserer Zeit not, denn sie beweisen uns in ihrer Anschaulichkeit, welch' ein gewaltiges geistiges Band die Deutschen in allen Erdteilen umschlingt.

Das ist die beste Gewähr unserer germanischen Weltgeltung, das ist die schönste Hoffnung der deutschen Zukunft nach diesem Weltkriege.

Daß die treuen deutschen Brüder in Brasilien in diesem Weltringen bewiesen, wie felsenfest sie zum alten Vaterlande stehen, sei ihnen an dieser Stelle ehrlich gedankt!

Noch ist es zu früh, über den Weltkrieg und seine Folgen zu schreiben, aber es ist wohl heute kein Zweifel mehr, daß die Weltgeltung des deutschen Volkes gewaltig steigen wird.

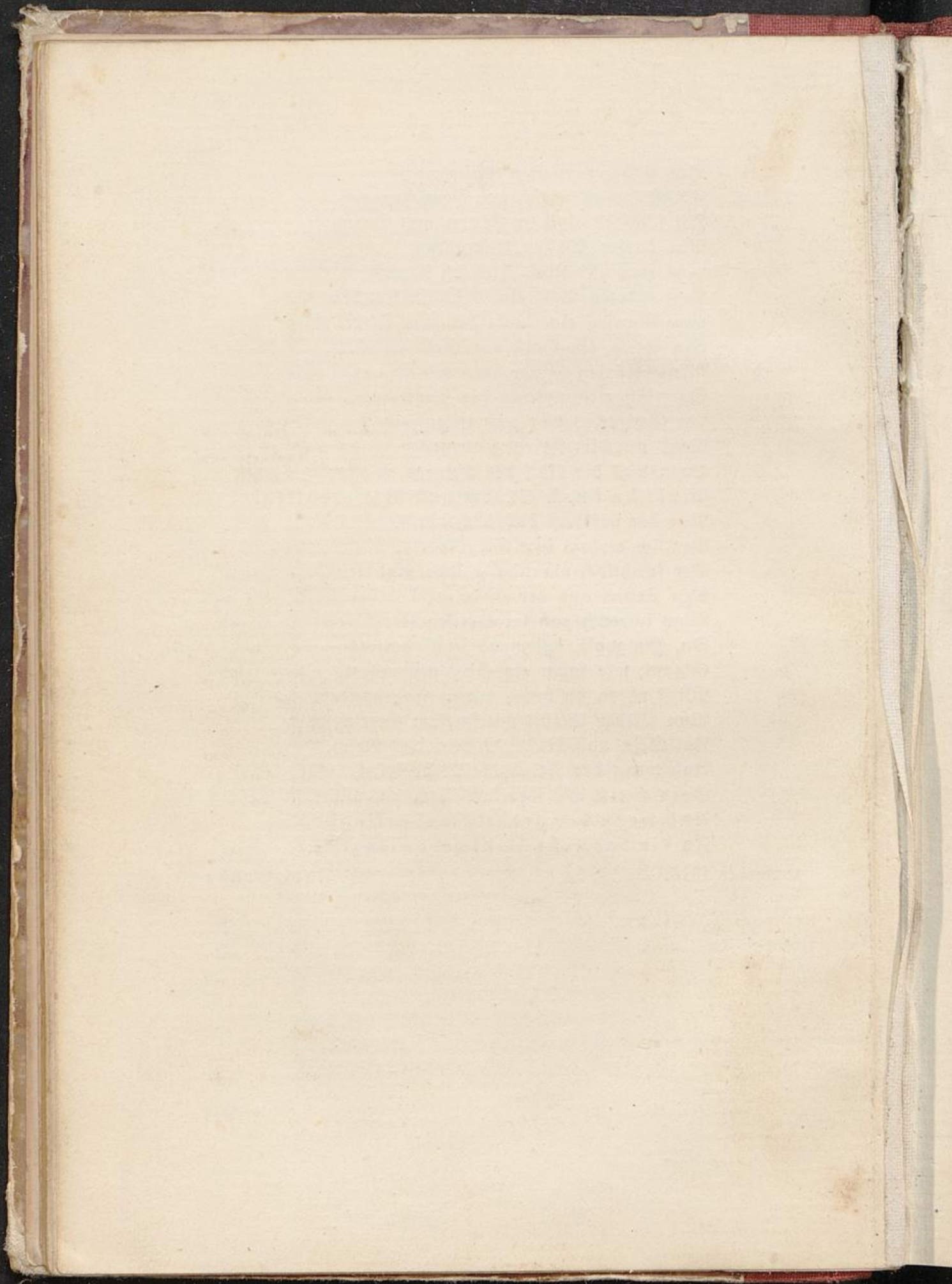
Es sei mir gestattet, hier die Empfindungen wiederzugeben, die mich beseelten, als ich von Brasilien heimkehrend auf der Elbhöhe Hamburgs das ragende, unvergleichliche Standbild Bismarcks sah:

Am Elbstrom ragt ein Riesenmal;  
Dort flammt das leuchtende Fanal  
Am ersten Tag im Ostermond  
Für den, der längst im Walhall wohnt,  
Doch dessen Kraft und Glut und Geist  
Noch heut' dem Volk die Wege weist . . .  
Von weiter Fahrt aus fernem Land  
Kam wieder ich zum Elbestrand  
Und sah den Riesen von Granit  
Hoch über Hamburgs Stadtgebiet . . .  
Fürwahr die alte Hansestadt  
Nichts Schön'res als den Bismarck hat . . .  
Mein Sinn vergißt die Stunde nicht:  
Schon kam des Abends Dämmerlicht —  
Wie freudig schnell mein Herz da schlug,  
Als weißer Möwen rascher Flug  
Zum Riesenstandbild pfeilschnell stieß,  
Auf Schwert und Hand sich niederließ; —  
Auf Schulter, Brust, auf Haupt und Arm  
Saß rings der flinken Möwen Schwarm,  
Im Zwielficht leuchtend silberweiß  
Granitengrau der Riesengreis,  
Gigantisch, wuchtig, deutsch und hehr,  
So recht als Roland, Schirm und Wehr! — —  
. . . Wie lange stand ich staunend da,  
Als ich zuerst den Bismarck sah . . .  
Heut weiß ich, daß für alle Zeit  
Die Stunde heilig und geweiht;  
So ganz in deinem Zauberbann,  
Fing mir dein Mund zu reden an:  
Sei mir gegrüßt, du deutsches Blut,  
Nach langer Fahrt aus ferner Flut;

Aus anderer Welten Palmenhain  
Trittst du ins Reich der Deutschen ein . . .  
Ich schuf es einst in Sturm und Drang  
Aus harter Waffen Eisenklang,  
Aus Haß und Neid hieb ich heraus  
Dem trauten Volk ein wohnlich Haus!  
Ein Wunsch, ein Wille bis zum Ziel:  
Ein Reich, ein Volk, das Gott gefiel . . .  
Bleib' würdig deiner Art und Ahnen,  
Du frischer Kampfstruß der Germanen,  
An Schwertes Ehr und Eisenkleid  
Denk' auch im Frieden allezeit,  
Denn was dir schuf des Krieges Walten,  
Mußt du durch Sturm und Not erhalten!  
Nur der verdient das Eichenreis,  
Der sich erringt den Siegespreis,  
Der furchtlos, mannhaft, unverzagt  
Den Teufel aus der Hölle jagt!  
Was ich euch gab im Greisenalter,  
Du, Jungvolk, schirmend sei Erhalter! — —  
Gigant, wie kaum ein Geist bewundert,  
Wirßt ragen du durch manch Jahrhundert . . .  
Nun wieder kämpfst mit starkem Streich  
Um Sein und Nichtsein heut das Reich,  
Und wenn der Feind die Hiebe spürt,  
Dein Geist ist's, der den Arm uns führt,  
Und wenn der große Wurf gelingt,  
Zu dir das erste Dankwort dringt!

Sommer 1916.

Karl Grube.



## I.

## Die Ausfahrt

**N**ach Brasilien wollte ich immer einmal. Aber zuerst trieb mich das Schicksal nach Dollarika. Nordamerika kannte ich also, nach dem Süden wollte ich desto lieber.

Und der Tag der Erfüllung kam.

Wer an der „Wasserkante“ geboren ist und, wie ich, die alte Hansestadt an der Elbe von der Wiege an kennt, staunt jedesmal wieder über die fabelhafte Entwicklung, die Hamburgs Welthandel unter dem Schutze des Deutschen Reiches erfahren hat. Das Hafenleben ist so gewaltig geworden, daß London und Liverpool ernstlich besorgt sein müssen, von dem Rivalen an der Elbe überholt zu werden. Und nun gar die Hamburg-Amerika-Linie! Sie ist die größte Schiffsreederei der Welt. John Bull muß da die Segel streichen: Mehr denn 200 Riesendampfer mit nahezu  $1\frac{1}{2}$  Millionen Tonnen Ladekraft vermitteln einen Weltverkehr, der alle Zonen und Erdteile umfaßt. Die Hamburg-Amerika-Linie ist die größte Schiffahrtsgesellschaft der Erde. Die „Kap Trafalgar“, mit der Prinz Heinrich im Frühjahr 1914 gen Brasilien und Argentinien fuhr, gehört der Hamburg-Südamerika-Linie, die heute gemeinsam mit der nordischen Amerika-Linie den Fahrdienst in die südlichen Gewässer der neuen Welt von Hamburg aus vermittelt.

Die schmutze „Opiranga“, mit der ich fuhr, ist auf der Werft von Blohm und Voß — die durch den Bau der größten neuen Kriegsschiffe berühmt wurde — für

1 Grube, Bei deutschen Brüdern im Urwald Brasiliens.

ihre Frühlingsfahrt in den Atlantischen Ozean so frisch und blizblank hergerichtet worden, als hätte der erzene Kiel niemals die Meerflut durchstreift. Eine Sauberkeit und Ordnung herrscht auf dem Dampfer, der uns die Berechtigung des Seemannswortes erkennen läßt: Klar Schiff — Deutschland voran! Keine Nation hat auf der Linie nach Rio de Janeiro und Buenos Aires heute solche schmucken Schiffe wie die Hamburger, das darf man sagen, ohne in den Verdacht des Lokalpatriotismus zu gelangen, ohne eitle Ruhmredigkeit zu äußern.

Was geht nicht alles in den Riesenleib unserer schönen „Opiranga“: Neben einem Salonsflügel größten Kalibers wird eine Lokomotive „verstaute“; der Dampfer hebt Flügel und Lokomotive, als ob es Zündholzschachteln wären. Zwanzig Eisenbahnwagen mit Heizkohle für die Maschine verschwinden in dem Laderaum, und immer noch gähnt ein schier unersättlicher Schlund für Tausende von Tonnen an Schiffsfracht! Die Kabinen befinden sich mit Rücksicht auf die Tropenfahrt für die Fahrgäste der ersten Kajüte sämtlich auf Oberdeck: hell, luftig und geräumig, wie es selbst der verwöhnteste Geschmack nur begehren kann. Wo sind die Zeiten hin, als eine Fahrt südlich des Äquators noch eine wochenlange Qual war, als der harte Schiffszwieback und das trockene Salzfleisch den entsetzten Landratten täglichen Schmerz bereiteten! Heute gibt's jeden Morgen frische Semmeln zu köstlichem Kaffee auf hoher See. Ein schwimmendes Hotel ersten Ranges bewohnen wir, dessen täglicher Speisezettel selbst den Stammgästen der besten Wiener Speisehäuser Überraschungen bereiten würde! Eine Meerfahrt ist heute eine unsagbare Wonne für jeden, der nicht seekrank wird. Dann allerdings ist alle Mühe umsonst; wer Poseidon opfert, pfeift auf alle kulinarischen Feinheiten unserer Ozeandampfer! Da die „Opiranga“ in dieser Jahreszeit nicht voll besetzt ist, habe ich eine gemütliche Kabine für mich allein. Wer jemals den „großen Teich“ in langer Fahrt kreuzte, weiß, was es bedeutet,

wenn ein ewig seekrankter Genosse die Roje teilt. Vor dieser „Freude“ war ich bis Lissabon gefeilt, auch dann verschonte mich das Schicksal mit der Gegenwart eines portugiesischen Hildagos, der Rozebues Verzweiflung in die Sprache Camoens' übersetzt . . . Ich danke meinem Schöpfer noch heute dafür.

Nach Brasilien geht also die Reise, dem einzigen Lande der neuen Welt, in dem das Deutschtum sich in dritter und vierter Generation erhalten hat. Wer die Vereinigten Staaten von Nordamerika kennt und es in Neu-York und Chicago schauernd erleben mußte, wie so ein frisch eingewanderter „Grüner“ schon nach vierzehn Tagen nur noch „yes“ und „no“ sagen konnte, der weiß die zähe Art der brasilischen Deutschen zu schätzen, die zwar treue Bürger der transatlantischen Republik sein wollen, die ihnen zur zweiten Heimat wurde, aber deshalb doch nicht jene klägliche Verachtung der Muttersprache mitmachen, die leider in Australien und Nordamerika jede Hoffnung auf dauernde Erhaltung deutscher Art, Sprache und Gesittung zuschanden macht. Wohl habe ich auch im Lande der Sterne und Streifen prächtige Volksgenossen gefunden, die treu und echt bis ins Mark waren. Aber Heinrich v. Treitschke hat mit dem bitteren Wort von dem „Massengrab deutschen Volkstums von Neu-York bis San Francisco“ leider nur allzu recht, und was der treffliche Ernst Haffe in seiner „Deutschen Politik“ von unseren Auswanderern sagt: „Alle sind sie nur Guano, nur Dünger für die Kraft feindlichen Volkstums,“ das trifft auf Nordamerika und Australien leider häufig, wenn auch nicht immer zu, nimmer mehr aber auf Brasilien!

In Rio Grande do Sul und Santa Catharina, den beiden südlichen Provinzen des gewaltigen Landes, leben heute über 500 000 Deutsche, von denen reichlich zwei Drittel im Lande geboren sind. Von Porto Alegre, dem Haupthafen der zukunftsfrohen Provinz Rio Grande, bis zum Hochland an der Grenze von Argentinien, Uruguay

und Paraguay erstrecken sich heute mehr denn hundert reindeutsche Siedelungen: Hamburger Berg, Sao Leopoldo, Santa Cruz, Neu-Württemberg, Kingu usw., und im Staate Santa Catharina sind es Blumenau, Brusque, Hansa, Joinville, Sao Bento und viele andere aus dem brasilischen Urwald mit zäher deutscher Bauernkraft herausgehauene Pflanzstätten, in denen nach menschlicher Voraussicht das Deutschtum nie aussterben wird.

Wir sprechen damit ein großes Wort aus, das gewiß mancher Leser kopfschüttelnd bezweifelt. Denn Brasilien ist doch portugiesisches Sprachgebiet. Aber alle Kenner des Landes, von Hugo Zöller bis zu Dr. Hans Meyer, dem energischen Begründer der trefflich gedeihenden Siedlungen Neu-Württemberg und Kingu, sind in dem Urteil einig, daß nirgends auf der bewohnten Erde die klimatischen und politischen Bedingungen für das Gedeihen deutscher Bauernsiedelungen günstiger sind als im brasilischen Urwald zwischen dem 26. und 32. Grad südlicher Breite. Auch Einhart in seiner trefflichen Deutschen Geschichte hat das zustimmend anerkannt.

Schon 1883, als die Entwicklung dieser Gebiete noch in den Uranfängen war, als das deutsche Großkapital noch nichts von diesen „Utopien“ wissen wollte, als noch keine Eisenbahn und keine Industrie in diesen weltfernen Ländern zu finden war — schon damals schrieb Hugo Zöller in seinem heute freilich veralteten Buche „Die Deutschen im brasilischen Urwald“ folgende, geradezu prophetische Zeilen:

„Die Tatsache aber, daß sich auf dem fremden Kontinent, unter fremdartigsten Verhältnissen und inmitten einer fremdsprachigen Bevölkerung aus den ärmsten Elementen deutscher Auswanderung ein kräftiger Stamm deutschen Fleißes und deutscher Gesittung herangebildet hat, nicht bloß vegetierend, sondern üppig seine Sprossen weiter treibend — diese Tatsache steht so einzig, so unerhört da auf der ganzen Erde, daß sie unserer besonderen Aufmerksamkeit wert ist. Wo immer in anderen Ländern —

seien es nun die Vereinigten Staaten, sei es Australien — größere Ansiedlungen von Deutschen bestehen, da brüstet sich entweder der Deutschgeborene, seiner Würde und seines Wertes vergessend, mit möglichst schneller Abschüttelung oder Verleugnung seines Deutschtums, oder aber man gewahrt einen ungleichen Kampf, einen Kampf, der, mag immerhin die höhere Kultur auf seiten des Schwächeren sein, doch mit dem Siege des Stärkeren endigen muß. Und wenn dann unsere Sympathien voll und ganz dem Schwächeren gehören, so können bloß Schmerz und Enttäuschung den Gesamteindruck des deutschen Besuchers bestimmen. Nun ist auch in den deutschen Kolonien Südbrasilien's wahrlich nicht alles Gold, aber es ist besser dort als anderwärts, besser, als ich es irgendwo sonst jenseits des Meeres gefunden. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so wird deutsche Besittung in Südbrasilien eine größere Rolle spielen als, mit Ausnahme Deutschlands, Osterreichs und der Schweiz, in irgendeinem anderen Land der Erde. Man hat so viel und gewiß mit Recht von den Deutschen Siebenbürgens gesprochen und geschrieben, aber sind sie etwa ein eroberndes Element, das siegreich seine Banner weiter trägt? Auch die Rolle, welche das deutsche Kulturelement in Rußland gespielt, ist wahrlich nicht allzu gering anzuschlagen, wo aber steckt heute das Deutschtum in Rußland? Wird es etwa durch jene deutschen Staatsmänner, Offiziere und Beamten vertreten, denen der russische Staat seine höchsten Errungenschaften verdankt, oder glaubt man, daß die deutschen Bauern in Südrußland auf die Dauer erfolgreich dem Slawentum standhalten werden?"

Damals, als Zöllner im Jahre 1883 diese Worte schrieb, wohnten kaum 90 000 deutsche Bauern im Staate Rio Grande do Sul, der zwei Drittel der Größe von Preußen hat, heute sind auf demselben Gebiet an 300 000 Deutsche aus allen germanischen Gauen Europas — von der russischen Wolga bis zum Waldland Siebenbürgen — ansässig, deren natürliche Vermehrung die aller anderen

Völker da unten weit übertrifft. Ebenso ist es in Santa Catharina. Deutsche Schulen und deutsche Kirchen sind hier die mächtigen Bollwerke, die besten Schutzdämme germanischer Eigenart. Die Luso-Brasilier, die Nachkommen der portugiesischen Eroberer, haben sich längst mit der Sonderstellung dieser Siedelungen abgefunden. Wohl heizen englische und nordamerikanische Zingoblätter unentwegt und faseln von der „deutschen Gefahr“, von den schwarzen Absichten der reichsdeutschen Regierung, die am liebsten ganz Brasilien in den großen Sack stecken möchte. Jeder Kenner dieser so ganz „unpolitischen“ Bauern südlich des Wendekreises des Steinbocks kann über solche alberne Entstellungen nur lächeln. Die Reichsdeutschen wollen nichts als rege Handelsbeziehungen zu diesen fernen, treuen Brüdern, und wenn wir uns an dem zähen Festhalten dieser Wackeren baß erfreuen, so ist damit doch nicht gesagt, daß wir mit Flinten und Kanonen als moderne Konquistadoren erobern wollen. Wie sich die politische Zukunft der Deutschen da unten einst gestaltet, ist cura posterior; wer will in Südamerika den Propheten in völkischen Fragen spielen? Heute freuen wir uns der nackensteifen Germanen, die aus allen Gauen zusammenströmten: Preußen, Sachsen, Schwaben, Bayern, Tiroler und Schweizer — alle geeint durch Sprache, Sitte und Volksgefühl. Die Holländer, Dänen, Schweden, Norweger und belgischen Blamen gehen hier im Deutschtum auf — die germanische Rasse siegt auf der ganzen Linie. Solange hier noch germanische Siedlungen zu finden sein werden, so lange bleibt der brasilische Urwald auf Hunderte von Kilometern rein deutsch!

## Von der Nordsee bis Lissabon

**E**in stürmischer Märztag in der Nordsee. Kalt und schneidend pfeift der Wind aus Nordwest — die wenigen Fahrgäste, die von der See-krankheit verschont geblieben sind, lehnen mit blaugefrorenen Gesichtern an der Reeling und starren recht trübsinnig in die „Nordsee“ — wie die Leute an der Wasserkante die Nordsee zu nennen pflegen, wenn sie so gar ungemütlich sich geberdet — und suchen vergebens den richtigen Farbenton zu erspähen: Nicht grau und auch nicht grün, noch weniger blau erscheint die salzige Flut unter der graugelben Beleuchtung des ganz unwölkten Himmels. Hin und wieder, wenn eine hellere Wolke, vom flüchtigen Sonnenstrahl goldig umsäumt, in rasender Eile dahinjagt, tanzen helle Reflexe auf den rollenden Wogen und auch die schäumenden Kämme tragen dann für einen Augenblick funkelnd freundlichen Lichtglanz — sonst aber rollt in einförmigem bleifarbenem Ton die große Wasserwüste dahin, freudlos und nüchtern, weil Sonne und Farbenglanz am dunstigen winddurchtobten Märztag fehlen.

Die „Opiranga“, die jetzt in den mexikanischen Wirren vor Veracruz eigentlich den Anstoß zum Einschreiten der Yankee's gab, weil sich Waffen für Huerta an Bord befanden, hatte Hamburg ganz spät am Abend verlassen. Bei ihrem großen Tiefgang konnte sie nur mit dem höchsten Wasserstand der Elbe zur See gelangen. Und da die Flut erst gegen 10 Uhr abends bei Hamburg ihren höchsten Stand erreichte, so fuhr unser vollbeladener Dampfer mit dem langsam wieder abfließenden Wasser der Elbemündung im nächtlichen Dunkel in bedächtigen Tempo zu. Nichts sah man von den sonst so schönen villengeschmückten Ufern bei Neumühlen und Klein-Flottbeck — wo Fürst Bülow jetzt sein Sommertuskulum hat,

wenn ihm die Villa Malta zu Rom in den heißen italischen Sonnentagen nicht mehr genug Schatten spendet — im dunstigen Nebel der nahen Mitternacht dampfen wir am Süllberg bei Blankenese vorbei, nur eine matte Silhouette zeigte uns die Umrisse der letzten Hügel-erhebung des Festlandes. Auch die elektrischen Lichter vermögen den Dunst und das Dunkel kaum zu durchdringen. Oft tönt die „Sirene“, der warnende, heulende Ton der mächtigen Dampfpfeife, wenn der spärende Lotse auf der Kommandobrücke Grund zu solchen unheimlichen Signalen zu haben glaubt. Da huschen dann wie Gespensterschiffe die entgegenkommenden Dampfer und Segler an uns vorüber, und ein alter Maat meinte stumpfsinnig, während er bedächtig den Saft des unentbehrlichen Raubtabaks über Bord spritzte: „Wie möt acht geben, dat uns Keener nich' in de Fensterluden löpen deiht!“

Aber der wackere Lotse gab im schmalen Fahrwasser der Elbe so trefflich acht, daß wir glatt und unangefochten dahinglitten trotz Dunst und Dunkel . . .

Eine Stunde nach Mitternacht etwa passierten wir die Mündung des Nordostseekanals, jener gewaltigen Wasserstraße, die im Kriegsfall imstande ist, binnen 24 Stunden die „dicksten“ reichsdeutschen Panzerkolosse aus der Ostsee in die Nordsee zu senden. Flinke Torpedoboote schossen pfeilschnell an uns vorüber, hüben und drüben heulten die Sirenen — ein riesiger Panzer dampfte aus der großen Kanalschleuse Cuxhaven zu.

An Bord war alles still geworden. Ich trat in das hell erleuchtete Rauchzimmer auf Oberdeck, wo der soeben abgelöste erste Offizier sich einen Grog brauen ließ.

„Na, trinken Sie man auch einen,“ meinte er ermunternd, „wer weiß, wie wir morgen früh in der großen Wasserwüste rumtanzen! Wir haben ganz muntern Wind, da werden wohl einige der Herren Landratten fix kapitulieren!“

Also auch ich „schmetterte“ einen Grog, bei der schneidend kalten Luft allerdings das einzig wahre Ge-

tränkt. Mein Offizier — ein echt friesischer Hüne mit unendlich gutmütigem Vollmondgesicht — meinte behaglich lachend: „So was wärmt Magen und Seele! Ohne Grog soll der Teufel als Ozeankutscher fahren!“

„Trinken Sie auch im Sommer Grog?“

„Ja natürlich, was denn? Im Sommer trink' ich viel Grog und im Winter, da trink' ich noch mehr Grog — na, Prost!“

Der Seebär war ein lustiger Kumpan. Er gab mir auch knifflische Fragen zum Lösen auf. So zum Beispiel: Was bedeutet die Inschrift auf unserer Hausflagge: S. U. P. U. G.\*? — Sehr einfach: Haben Alle Passagiere Auch Geld?

Mit solchen und ähnlichen ehrwürdig alten Seebärenspäßen traktierte mich die friesische Eiche, die von der Insel Sylt stammte, wohl eine Stunde lang, sich selbst über alle Wiße grandios unterhaltend. Als der Treffliche beim dritten und unwiderruflich „vorletzten“ Grog angelangt war, schritt ich heroisch meiner Kabine zu. Einen Grog und keinen Tropfen mehr — wenn ich schon Poseidon morgen opfern muß, dann soll wenigstens der Dämon Alkohol nicht die Ursache sein!

Übrigens muß ich hier einschalten, daß unsere Seebären durchaus keine „Süffels“ sind, sondern sehr manierliche, wohlherzogene und angenehme Zeitgenossen. Aber wenn man so vier Stunden im pfeifenden Nordwest auf der Brücke Wache hatte und außerdem in Hamburg eine „lütte söte Deern“ als Braut zurückläßt, die man demnächst als trautes Eheweib heimführen will — dann darf man schon am Abend einige kleine Gläser Grog trinken. Außerdem ist morgen Ostersonntag! — —

Schon um sechs Uhr früh sprang ich aus dem Bett; der sorgende Steward hatte flink ein warmes Seebad für mich — gerade als ich in der Wanne saß, passierten wir

\*) Hamburg=Amerikanische Paketfahrt=Aktiengesellschaft kurz „Hapag“ genannt.

Borkum und Norderney — und als ich den dampfenden Kaffee und die knusperigen frischen Brötchen zu mir nahm mit den obligaten Eiern und Schinken, da tanzte unsere „Opiranga“ schon wie ein toll gewordener Korkstöpsel in der aufgepeitschten Nordsee — das Drama begann. Am Frühstückstisch erschien kaum der fünfte Teil der kühnen Seefahrer. Sogar mehr Stewards als Gäste sah man. Und auf den Zügen der Erschienenen lag jene „grüne Patina“, die der Seemann schmunzelnd als Overture der kommenden Ereignisse ansieht. Und siehe da — es ging los von allen Seiten!

„Schwummerich“ wurde mir auch. Aber da ich ziemlich seefest bin — kein Verdienst, sondern einfach glückliche Veranlagung — konnte ich noch flink an Deck turnen, mir eine stille Ecke suchen und da lag ich nun im bequemen Stuhl ausgestreckt und schaute auf die tanzenden, wirbelnden, spritzenden Wasser! — —

Und nirgends Land! Wer zum ersten Mal auf See fährt, empfindet dieses Schauspiel als unvergeßlichen Eindruck. Ich persönlich bin ein begeisterter Anhänger der bewegten See und der langen einsamen Fahrt. Aber ich begreife auch den Schmerzensschrei des seekranken Spreewälders, der entsetzt ausrief: „Anhalten, aussteigen! Det is ja zum Berrücktwerden! Nie wieder in so 'ne blödsinnige Ozeanjonkel! Da find mir die Havelseen tausendmal lieber als dieser salzige Anfug!“

Gegen Abend kamen wir in den englischen Kanalnebel, leichter Sprühregen, hohe Dünung — es war kein besonders gemütlicher Abschluß des Ostersonntags. Und die Empfindungen, die Goethe im „Faust“ sprachlich so meisterhaft auslöst, hatten wir leider nicht, im Gegenteil, uns war hundemiserabel zumute! Auch ich habe in verdächtiger Stellung mich über die verschwiegene Reeling gelehnt, und wenn die munteren Tümmler, die, hoch aus den Fluten schnellend, die wild bewegte Fahrt beharrlich begleiteten, aufgepaßt haben, dann konnten sie mich, „schwer kapitulierend“, im Abendsonnenglanze erspähen . .

Und so ward aus Morgen und Abend der zweite Tag. Er ließ sich etwas freundlicher an. Aber als wir dann in den Golf von Biscaya kamen, da erreichte der „Anfug“ seinen Höhepunkt. Wie die Hexen in der Walpurgisnacht auf dem Blocksberg, so tanzten die zerrissenen, groteske Gestalt annehmenden Wolken am windzerzausten Firmament, die Wasser segten ungestüm über Deck, und fröstelnd saßen wir im Rauchzimmer, ohne zu rauchen, dafür aber desto grimmiger zu frieren und zu — kapitulieren.

Ein sturmdurchtobter Ostermontag mit reichlichem Poseidonopfer — —

Erst als Dienstag abends die spanische Küste auftauchte, wurde die See ruhiger, und der Mittwoch war sogar schön und warm. So fuhren wir mit neuem Lebensmut an der schönen, malerischen Küste von Portugal entlang. Allmählich krochen auch die ganz Erbarmungswürdigen aus ihren Kabinen hervor, das Deck bevölkerte sich mit schlotternden Gestalten, die, in Plaids und Mäntel gehüllt, den Platz an der Sonne ersehnten!

Mit einem Schlag war aller Mißmut geschwunden. Man lachte, aß, trank, und das Wunderbare geschah: man — behielt es auch bei sich!

Diese Fahrt im Angesicht der Küste war wirklich wonnevoll. Sogar der Berliner machte ganz vergnügte Schweinsäugelchen und bestellte sich Kognak und ähnliche schwierige Sachen. Alles gaffte, lachte und war in freudigster Erwartung, das schöne Lissabon bald zu sehen! Ein merkwürdiges Volk, diese Menschen! Vor kaum vierundzwanzig Stunden wollten sie lieber sterben, als so weiter zu „schaukeln“ — und nun war alles himmlisch, entzückend, reizend, zauberhaft, tadellos und rasend nett . . . Bloß weil Gott Helios seine Glutepfeile durch das Gewölk sandte, weil Poseidon die Wogen glättete und — weil das Essen wieder schmeckte.

Eigentlich haben die Himmlischen es doch so leicht,

uns zu beglücken. Der Homo sapiens will nur Sonne, Laune und Nahrung . . .

Die Einfahrt in die Tejomündung (der spanische „Tajo“ ist portugiesisch zum „Tejo“ geworden) vollzog sich bei Sonnenuntergang überaus reizvoll: Fast an Eindruck Neapel oder Konstantinopel vergleichbar liegt Lisboa, die Perle Portugals da — ein entzückender Anblick von der Seeseite! Und am nächsten Morgen werden wir so frisch und munter durch die Straßen schlendern, als ob es überhaupt keine Seekrankheit auf diesem kuriosen Planeten gäbe . . .

„Portugal schläft.“ Mit diesen zwei Worten tut man gewöhnlich den heutigen Geisteszustand des äußerlich zwar höchst unruhig erscheinenden, ewig politische Rabalen spinnenden Landes am Tejo ab. Einstmals, in dem allgemeinen Entdeckungsdrang der Spätrenaissance durch seine Meerlage begünstigt, gründete Portugal in unglaublich kurzer Zeit Weltreiche, um sie in echt romanischem Schlendrian auszubeuten und zu verlieren. Erobern kann der Romane, aber nicht kolonisieren. Auch den Slawen ist die tiefe Ethik einer planvollen Kolonisation verschlossen, nur germanische Völker kolonisieren wirklich! Was England am Nil geleistet hat und selbst in Indien, ist vorbildlich. Hollands Vorgehen auf Java sogar mustergültig. Und Bruder Jonathan hat aus Kuba das gelbe Fieber und die spanische Luderwirtschaft völlig und flink verbannt. Der junge deutsche Riese reißt die Arme von den Gestaden des Atlantik bis zum Pacific — auch ihm ist der Knopf aufgegangen, wie man fremde Länder den heimischen Belangen nutzbar macht. Szingtau in Ostasien ist ein Musterbeispiel zielbewußter Siedlungsarbeit. Davon verstehen Spanier und Portugiesen nichts. Auch den Franzosen geht es nicht besser trotz aller Gloiresucht. Die Enkel der Konquistadoren, der großen Seefahrer und Entdecker, können heute gar nichts mehr. Den Zylinder auf dem schwarzgelockten Haupt, die dünnen Beine in unglaublich weiten schlotternden Hosen, mit Riesenkravatten

geschmückt — „Geniewindeln“ nennt der Berliner diese Untiere von Halsbinden, die ganz moderne Dichter auch bei uns zur „Stimmung“ benötigen —, so bummelt der portugiesische Hidalgo heute von einem Café ins andere, schlendert auf der Straße und gähnt mit einer naiven Freude am Nichtstun in den Tag hinein, die zweifellos einzig ist. Über die Faulheit der Bewohner Lissabons hat schon Humboldt geschrieben; heute wird jedem Besucher des Tejostrandes von den in Lisboa angesiedelten Ausländern das Rätsel aufgegeben: Wer arbeitet noch weniger als ein Portugiese? Antwort: Zwei Portugiesen . . . Aber höflich sind die Landsleute Camoens', unsagbar phrasenschwanger und redselig. Wenn das Geknatter der prachtvoll prasselnden Rede wirkliche Arbeit wäre, Portugal marschierte an der Spitze aller fleißigen Völker.

Hinter den Pyrenäen hören Europa und Fortschritt auf. Afrika und Mittelalter beginnen. Die starke Rassenmischung mit Negerblut — unter den reichgewordenen Luso-Braßiliern, die in Lisboa ihre „ehrlich“ erworbenen Gelder höchst lustig zu verzehren wissen, ist oft grobes Niggermischlingsvölk zu finden — hat den Hang zum Nichtstun noch verstärkt. Die deutsche Kolonie in Lissabon ist klein, aber rührig. Man haßt den blonden Handelsmann aus dem Norden, aber man braucht ihn. Das englische Geld namentlich ist Portugals Rückgrat geworden, die Politik der Männer am Tejo wird in London gemacht. Aber schön ist Lisboa im Lenzschmuck, unsagbar schön! Schon die Einfahrt in den gewaltigen Strom ein unvergleichliches Schauspiel. Kommt man aber „rein in die gute Stube“, dann starrt der unverfälschte Schmutz vieler Zeitalter dem Fremdling entgegen: Lissabon ist hervorragend ungenügend verwaltet. So schmutzige Straßen habe ich nur wieder in Moskau gefunden — slawisch-romanische Sympathie! Glänzend eingeübt ist nur das Bettlerwesen. Auf drei Bummler in den Gassen kommen zwei Bettler. Der Portugiese bettelt aus Re-

ligiosität: Jesus arbeitete auch nicht, er bettelte ebenfalls, sagt ein Sprichwort am Tejo. Und aus jedem Hause schreit ein Papagei — man könnte Lissabon die Stadt der schreienden Papageien und der schreienden Mißstände nennen . . .

Denke nicht etwa, trauter Leser, daß mir die See-krankheit zu viel der Galle bescherte! Ich stelle nur fest, was jeder Fremde hier auf Schritt und Tritt erfährt und beobachtet. Heute ist man republikanisch, morgen wieder monarchisch, nur der Schlendrian bleibt ewig . . .

Wer in Lissabon war, muß auch Cintra gesehen haben. Eine für portugiesische Verhältnisse erstaunlich saubere Eisenbahn führt in etwa 80 Minuten zu diesem Paradies: eine geradezu ideale Gartenlandschaft mit alten maurischen Schlössern, neuen, herrlichen Villen — die schönste mit dem größten Palmengarten gehört einem englischen Schneider namens Cook — und romantischen Ausblicken nach allen Seiten: Meer, Gebirge, Lissabon und Palmen — man weiß kaum, wo man zuerst hinsehen soll! Bei einem Wirte wundermild — er war aus Bayern, sein waderes Weib aus Schwaben — trinkt man eine „Träne Heldenmilch“, ißt Sauerkraut und Würstel, liest die „Fliegenden Blätter“ und schiebt Regel — eine germanische Idylle im halbtropischen Cintra.

Ein goldiges Osterwetter blaute traumselig um uns herum, wie ich es noch nie erlebte. In solchen Stunden empfindet mein dankbares Gemüt es doch als eine große Gunst des Schicksals, daß ich so oft schon „durch alle Meere fuhr“ und wenn germanische Seßhaftigkeit auch ein tüchtig Ding ist, so liegt im alten deutschen Wandertrieb doch ebenfalls ein unnennbarer Zauber . . .

Im Abendsonnenglanz sagten wir Europa ein letztes Lebewohl. Unsere „Opiranga“ nahm den Kurs nach Südwest — nach Brasiliens ferner Küste. Vierzehn Tage ohne Zeitungen! Ganz ohne die süßen Klatschblätter, ohne jeden pikanten Preßskandal — welche Wonne kommt dieser gleich?

### III.

## Über den Äquator nach Rio

**D**em Ziel entgegen . . .  
Rings wogende Flut, Tropensonne, fliegende  
Fische Meerleuchten, südliches Kreuz, Äquator=  
taufe, Mondnächte — das ist der Inhalt einer  
köstlichen Fahrt von vierzehn Tagen und Nächten auf dem  
Atlantischen Ozean.

Nichts herrlicher denn eine Meerfahrt. Es liegt  
etwas unnenbar Befreiendes, Großes in dieser gewalti-  
gen Wasserwüste, die sich ruhelos wälzt und in ewigem  
Wechsel stets neu den staunenden Menschen im Bann  
hält. Das Gebirge ist machtvoll, das Weltmeer ist er-  
schütternd. Beiden gehört mein Herz. Aber meine ganze  
Liebe dem Meere!

Nach dem Nebel im englischen Kanal die stürmisch  
bewegten Wasser des Golfes von Biscaya, nach der herr-  
lichen spanischen Küstenfahrt das schöne malerische  
Lissabon!

Und dann südwärts bei Madeira vorüber; einen  
Tag später am schneebedeckten Pik von Teneriffa, der  
gewaltig die Wolken überragt; rastlos nach Südwest  
strebt der eilende Dampfer. Wir fahren bei köstlichem  
Wetter über den Wendekreis und erspähen das südliche  
Kreuz am Himmel. Wir bekommen auf dem 20. Breite-  
grad einen Tropenregen erster Güte, der alle Gaffer vom  
Deck scheucht. Am Äquator ist feierliche Taufe aller Fahr-  
gäste, die zum ersten Male über die Linie fahren. Mit  
derbem Humor wird diese feuchte Posse Neptuns dar-  
gestellt und das spritzende Seewasser ist der Knalleffekt.  
Wenn auch einige zimperliche Gemüter die Nase rümpfen:  
dieser uralte Seemannsult möge bestehen bleiben als echtes  
derbes Schifferrecht aus den Tagen der Segler!

Nur einen Fehler hat solche Reise: Man — iszt zu  
viel. Die Verpflegung auf den Prachtdampfern der

Hamburg-Amerika-Linie ist einfach tadellos, selbst Sir John Falstaff würde bei solcher Dauerkost noch mehr an Würde und Umfang zunehmen — man könnte die „Ypiranga“ auch ein schwimmendes Mastkurhotel nennen! Darum reisen Engländer, Spanier und Portugiesen auf deutschen Schiffen. Auch wegen der Reinlichkeit. Tägliche Seebäder sind nicht minder eine prächtige Zugabe. Kurz: die deutsche Seeschiffahrt nach Brasilien hat jeden Wettbewerb aus dem Felde geschlagen. Sogar zwei — Tschechen waren an Bord und aßen für drei . . .

In der Seegelung des deutschen Volkes liegt die Gewähr seiner rastlos vorwärtstrebenden Handelskraft. „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser“ — Wilhelm II. hat da ein gutes Wort geprägt, so sehr es arg bespöttelt wurde. Alle reichsdeutschen Nörgler müßten einmal ins Ausland. Da würden sie empfinden, was jeder Auslandsdeutsche weiß.

Deshalb darf man auch mit Recht sagen: Der Auslandsdeutsche ist der bessere Deutsche! Er weiß, was es heißt, einer Volksgemeinschaft anzugehören, die nicht mehr von dem großen Weltgetriebe auszuschließen ist! Versucht wird es freilich von allen Seiten. Keiner gönnt dem Deutschen Luft und Sonne. Im Haß gegen die Deutschen sind sie alle rührend einig. Und dennoch können sie uns schon nicht mehr entbehren. Die zwei grimmigen Tschechen, die unter schwarz-weiß-roter Flagge südwärts steuern, fahren gewiß nicht aus heißer Liebe zum deutschen Dreifarb mit unserem wackeren Dampfer. Aber sie wissen, daß sie nicht besser, schneller und sicherer über den großen Teich kommen, und darum benützen sie gleich Engländern, Spaniern und Portugiesen die deutsche Linie. Und drüben ist es ebenso: Der Luso-Brasilier, der Chilene, der Argentinier: lieben tun sie uns alle nicht, aber sie brauchen deutschen Fleiß und germanische Tatkraft. Wer hätte noch vor zehn Jahren geglaubt, daß wir England und Frankreich so schnell den Rang ablaufen würden in Rio, in Buenos Aires, in Montevideo. Nur

Bruder Jonathan, der smarte Yankee, ist uns scharf auf den Fersen — es ist zu viel deutsches Blut in ihm, er kann Schritt halten . . .

Einsam träume ich vorn am Bugspriet. Wie leuchtet so magisch das Meer in der stillen Tropennacht, wie raunen und rauschen die Wasser so unermüdlich: Durch muß des Rieles Erz! Drinnen im Damenzimmer tanzen die Fröhlichen, mir kommt angesichts der schweigenden Größe hier solch Treiben etwas abgeschmact vor — doch laßt den sorglosen Eintagsfliegen das lustige Recht der kurzen Stunden . . . ich träume lieber von den Wikingern und Normannen, wie sie auszogen im Drachenschiff, ihrem blonden Edelvolk die Welt zu erobern . . . Und zum gestirnten Himmel heb' ich den Blick: Deutschvolf, per aspera ad astra! Heilige Liebe zum Volke der Germanen — du führtest mich von der brandenden Nordsee zum fernen Gestade einer neuen Wunderwelt . . .

\* \* \*

Nun hatten wir den großen Teich hinter uns: Am 26. März, abends 8 Uhr, verließen wir Hamburg, am 15. April, in strahlender Morgenfrühe, liefen wir in die Zauberbucht von Rio ein, die Humboldt einen „heiligen Hymnus höchster Erden schöne“ nannte. Ich habe es längst aufgegeben, solche Eindrücke ausführlich beschreiben zu wollen. Der Rundblick bei dieser Einfahrt ist so berauschend, die tropische Herrlichkeit um Rios Bucht so zauberhaft, daß man, wie Goethe einmal meint, „im keuschen Schweigen am meisten sagt“!

Durch den hellen Morgen blitzt und leuchtet die Meerflut. Wir fahren am eigenartigen „Zuckerhut“ vorüber, dem überall sichtbaren Berg, der die weite Bucht beherrscht. Inselchen um Inselchen: Kasernen für die Marinetruppen befinden sich auf der einen, Baulichkeiten der Zollbehörde auf der anderen, ein Hospital für die Einwanderer auf der dritten, die Navigationsschule auf der vierten und so fort. Wir fahren bei der Schlangensinsel

vorbei, auf der sich jetzt die Marine häuslich eingerichtet hat, dann grüßt uns die größte Insel der Bucht: Governador. Mit prächtigen Landhäusern geschmückt und einem schönen einladenden Badestrand. Da liegt auch das anmutige Paqueta mit seinen malerischen Felsengruppen. Dann Bornjesus mit dem Invalidenheim und so fort. Endlich raffelt die Ankertette auf den Grund, — wir liegen in der schönsten Bucht der Welt, und trunken schaut das Auge auf alle diese Herrlichkeiten . . .

Rio ist eine ganz neuzeitliche Stadt geworden. Für meinen Geschmack zu gelect und funkelnagelneu. Aber der unheimliche Sommergast, the yellow Jack, das schauerliche gelbe Fieber, ist durch den Umbau der Riesenstadt verschleucht und deshalb wollen wir die etwas nüchternen Häuserreihen preisen und loben, die eine neue Zeit der Tatkraft im verschlafenen Brasilien einläuten! Man nennt in Portugal, wo man auf die entartete Tochter Brazil sehr schlecht zu sprechen ist, die Brasilier die „Affen Europas“. Wenn man bei 35 Grad Celsius die Hidalgos von heute in Zylindern, Lackstiefeln und feierlichen Bratenröcken lustwandeln sieht, findet man das harte Wort leider berechtigt. Eine geradezu alberne Geckerei zeichnet diese Halbneger aus, denn Mischblut ist hier alles. Nur die eingewanderten Deutschen halten sich gottlob rassenrein. Wer den Wert der Rasse noch immer bezweifelt, fahre schleunigst nach Rio, da werden ihm die Augen aufgehen! Jedem Schwärmer für allgemeine Völkerverbrüderung rate ich dringend, in Rio seine grauen Theorien recht sorgsam zu prüfen, ob sie wirklich heilbringend für die Menschheit wären. Ob es nicht doch ratsam ist, an der Reinheit der Rasse weiter zu bauen und diesen traurigen Mischmasch von allerhand weißem und schwarzem Gefindel als das zu erkennen, was er wirklich ist: als das Grab jeder vorwärtstrebenden Kultur. Dieses schlappe Halbblut wird aus dem paradiesisch schönen Lande nie etwas schaffen können.

Ich hatte an Bord der „Opiranga“ mit einem deut-

ſchen „Friedensſchwärmer“ manchen harten Strauß auszufechten. Ich gab dem ſammelweichen Verſöhnungsmeier, der Botoſuden und malayiſche Kulis als geliebte Brüder umarmen will, einen Aufſatz, den ich einmal über die Wehrhaftigkeit der Germanen geleſen. Er möge hier im Auszug folgen, denn „gewiſſe Dinge kann man nicht oft genug wiederholen,“ meint ſchon Goethe!

Eine bedenkliche Erſcheinung der Friedensbewegung iſt, daß ſie nicht bloß den kriegeriſchen, ſondern auch den männlichen Geiſt im Volke zu unterdrücken ſucht. Deshalb werden ſämtliche Kriege in Bausch und Bogen als Raub- und Eroberungszüge behandelt und die Armee den Raub- und Mordbrennerbanden gleichgeſtellt. Tüchtige Feldherren, die biſher geprieſen und verehrt, und tapfere und pflichttreue Offiziere und Soldaten, die biſher geachtet wurden, ſollen in Zukunft als Führer und Mitglieder von Räuber- und Mordbrennerbanden der Verachtung anheimgegeben werden. Die kriegeriſchen Heldentaten, die biſher in Wort und Bild bei allen Völkern verherrlicht wurden, ſollen in Zukunft den Verbrechen gleichgeſtellt werden, deren Verübung die Ausstoßung aus der menſchlichen Geſellſchaft zur Folge hat.

Um den kriegeriſchen und männlichen Sinn im Volk zu untergraben, arbeiten die Friedensſchwärmer darauf hin, ſchon in der heranwachſenden Jugend für ihre Anſchauungen den Boden vorzubereiten; aus den Schulleſebüchern ſollen daher auch alle von kriegeriſchen Heldentaten handelnden Lieder geſtrichen werden. Natürlich gilt auch das herrliche Reiterlied unſeres unſterblichen Schiller als ein verabscheuungswürdiges Nachwerk.

Es zeigt ſich darin der jämmerlich feminiftiſche Zug unſerer Zeit, wie auch die Tatsache, daß Frauen in der Friedensbewegung eine ſo große Rolle ſpielen, die nahe Verwandtſchaft dieſer Bewegung mit der irgeleiteten Frauenbewegung, die ſchon ſo viele unerfreuliche Erſcheinungen hervorgerufen hat, beweift.

Allerdings ſcheint, wie namentlich die deutſchen

Helden in Südwestafrika gezeigt haben, die Gefahr nicht groß, daß dem deutschen Volke die Waffenfreudigkeit und der Todesmut der Germanen so bald verloren gehen wird. Es heißt aber in solchen Dingen: Principiis obsta; es muß verhütet werden, daß in der heranwachsenden Jugend die friedenschwärmerischen Ideen Platz greifen und der heldenmütige und kriegerische Sinn in unseren Männern unterdrückt wird, Abscheu vor dem Militärdienst sich geltend macht und die Aufopferung für das Vaterland als eine Torheit und Ungeheuerlichkeit erscheint.

Derartige Anschauungen dürfen aber schon deshalb nicht aufkommen, da das deutsche Volk meist nicht bloß äußerlich, das heißt durch den Besitz eines starken Heeres und einer starken Flotte, sondern auch innerlich durch kriegerische Gesinnung gerüstet sein muß, das heißt, es muß in allen seinen Teilen von dem festen Willen durchdrungen sein, seine Stellung, seine Rechte und seine Anliegen gegen jedermann, äußerstenfalls mit den Waffen in der Hand zur Geltung zu bringen. Was nützt schließlich einem Manne ein Schwert, wenn er nicht entschlossen ist, es zu gebrauchen. Das wollen aber gerade die Friedensfreunde nicht; sie suchen, um ihre Ziele zu erreichen, durch ihre Verarbeitung den kriegerischen und militärischen Sinn in den Völkern zu ersticken und in denselben eine weiche und unmännliche Gesinnung großzuziehen.

Bei der Gegnerschaft gegen die Friedensbewegung handelt es sich also nicht bloß darum, darzulegen, daß die auf Einführung des Grundsatzes des obligatorischen Schiedsvertrages und der Schaffung einer Weltvereinigung und Abschaffung des Krieges abzielenden Bestrebungen verfehlt und undurchführbar sind, sondern hauptsächlich darum, gegen die mit der Friedensbewegung verbundene kosmopolitische Gesinnung Widerspruch zu erheben und zu verhüten, daß nicht im deutschen Volke eine unmännliche, weibische Richtung Platz greift, da dies für unsere ganze politische und völkische Entwicklung die bedenklichsten Folgen haben müßte.

Von diesem Standpunkt aus gewinnt die Bekämpfung der sogenannten Friedensbewegung eine Bedeutung, wie sie größer nicht gedacht werden kann. Es handelt sich darum, ob die Völker der weißen Rasse es verstehen, sich die Eigenschaften zu bewahren, die sie befähigen, gegen die gelbe und die schwarze Rasse dauernd die Vorherrschaft in politischer, wirtschaftlicher und geistiger Hinsicht zu erhalten. Die „Friedensbera“ und ihr Anhang sind eine Gefahr für die germanische Weltgeltung.

#### IV.

### Südstaaten, Santos und Curityba

**I**n den drei Südstaaten Brasiliens Parana, Santa Catharina und Rio Grande do Sul, die zusammen fast den Flächeninhalt des heutigen Deutschen Reiches einnehmen, leben an 500 000 Deutsche, teils in geschlossenen Siedlungen im gerodeten Urwald, teils als Handwerker, Kaufleute, Techniker und Ärzte in den kleinen Landstädten. Fast ein Drittel aller Einwohner dieser schönen Länder sind deutscher Abkunft, aber in Besitz und Handel stellen sie mehr denn zwei Drittel der Kapitalkraft dar. Die Lusobrasilier, die stark mit Negerblut vermischten Nachkommen der Portugiesen — auch Kreuzung mit Indianern war häufig — sind eine tatenarme Rasse ohne Arbeitseifer. Hier ist der Deutsche der Mann der Tat, der Arbeit und des Erfolges. Hier wird das Deutschtum nicht mehr verdrängt werden können.

Man weiß in Europa so gut wie gar nichts von diesen Verhältnissen. Das deutsche Großkapital hätte hier das lohnendste Feld. Es fehlt an Eisenbahnen und

Industrieanlagen. Auch an Menschen. Die Auswanderer, die Dollarika, das Yankee-paradies, zur zweiten Heimat wählen, sind uns verloren. Nordamerika ist gewiß ein gutes Land, und im Anglo-Amerikaner steckt ein prächtiger Kern, eine zielbewußte Rasse, die im Kampfe ums Dasein glänzend abschneidet. Aber für unsere deutschen Volksgenossen ist es ratsamer, Südbrasilien als neue Heimat zu wählen. Hier bleibt er seiner Eigenart getreu und wird einst in seinen Enkeln ein Neudeutschland über See erstehen lassen. Aber eine starke Einwanderung guter Germanen ist dazu dauernd nötig. Wir sind grundsätzlich durchaus dafür, daß die Deutschen eigentlich am besten in der Heimat bleiben, aber der Wandertrieb der Deutschen ist einmal da und nicht einzudämmen.

In politischer Hinsicht ist das Deutschtum in Brasilien noch ganz ungenügend geleitet. Die alte germanische *Itio in partes*, die unserem Titanen Bismarck so viel Kummer bereitete, lebt auch südlich des Wendekreises auf der westlichen Halbkugel weiter. Der Germane ist nun einmal kein Zoon politikon, wie die Romanen und Slawen in ihrer glühenden Vaterlandsliebe. Er ist zu sehr Eigenbrödler und Dickhädel. Aber im Staate Rio Grande sind doch schon erfreuliche Ansätze realpolitischer Stellungnahme gegenüber den Kniffen transatlantischer Beutepolitik vorhanden. Wenn eine Partei der ehrlichen Leute in Brasilien kommen soll, so müssen die Deutschen geschlossen in die politische Bewegung treten. An Führern fehlt es, nicht an Truppen!

Es war an einem herrlichen Tropenabend in Petropolis, der wunderlieblichsten Bergstadt bei Rio, die vor etwa fünfzig Jahren vom Kaiser Dom Pedro, in dessen Adern ja auch Germanenblut rollte, mit deutschen Einwanderern bevölkert wurde und heute noch unter ihren etwa 5000 Bewohnern an 2000 Deutsche zählt.

Mit einem Reisegefährten von der „Opiranga“ schlenderte ich durch die Palmenpromenaden bei herrlichem Sonnenuntergang — das ganze Gebirgsmassiv

schien in Flammen getaucht. Da klang aus dem nahen Gasthaus eines biederen Schwaben ein deutscher Gesang:

„Ein' feste Burg ist unser Gott,  
Ein' gute Wehr und Waffen“ —

Luthers Trutzlied unter dem 23. Grad südlicher Breite — es waren deutsche Protestanten, die Kirchenlieder in die Tropennacht sangen . . .

Nie hat mich der eherne Rhythmus dieses Kampfgesanges so gepackt wie hier oben auf dem brasilischen Hochland. Und meine Sinne schweiften sehrend zur deutschen Heimat . . . Heilige Sehnsucht, heilige Weihe . . .

\* \* \*

Ist dieses Santos ein heißes Nest! Diese feuchte, unangenehme Treibhauswärme, die in den schmalen und schmutzigen Straßen brütet, ist für den Mitteleuropäer doch etwas bedenklich. Man erzählt in deutschen Kreisen Brasiliens, daß einst in der Hölle zwei Männer ganz in der nächsten Nähe des Fegeseuers gemütlich Skat spielten und die Röcke anzogen, weil es ihnen zu kalt wurde, die guten Jungens hatten nämlich lange in Santos gelebt und froren nun in der Hölle . . .

Unser Küstendampfer, der uns nach Paranagua führen sollte, nahm so gründlichen Aufenthalt in dem elenden Fieberloch, das allerdings in den letzten Jahren gesundheitlich Fortschritte machte, daß wir einen Bummel auf die Höhen beschloffen. Eine Drahtseilbahn führte uns nach Nova Cintra, mitten in Bananen- und Orangenhaine sowie große Kaffeepflanzungen. Die brütende Hitze der Küste war hier durch frische Höhenluft gemildert. In einer elenden Hütte hauste eine Familie, der wir Bananen und Orangen abkauften, die köstlich mundeten. Dabei entpuppte sich ein uraltes Mütterlein, das von der Tropensonne ganz ausgedörrt war, als eine „Plattdütsche“ aus Kammin in Pommern! Die zahnlose Greisin konnte kaum noch deutsch radebrechen, seit nahezu fünfzig Jahren

hauft sie hier auf der Urwaldhöhe, ihre Kinder sind verdorbenes Mischblut, jede Erinnerung an Heimat und Sprache ausgelöscht — so geht germanisches Blut in den Tropen verloren! Die deutschen Kaufleute in Santos sehen übrigens oft bedenklich gelb und nichts weniger als frisch aus; auch halte ich es für einen Fehler, unter dem Wendekreis Gambrinus so inbrünstig zu opfern, denn erstens kostet eine Flasche Bier ein kleines Vermögen, zweitens schmeckt das Zeug abscheulich und drittens ist es so etwas wie langsamer Selbstmord. Aber der Mangel jeder geistigen Anregung führt den Europäer in diesem feuchtheißen Küstenstrich, in dem das gelbe Fieber als grauser Gast so ungebeten erscheint, leider zum stillen Suff. Die Gefahr ist schlimmer als das Klima.

Überhaupt sollte der Europäer in den Tropenländern weit vernünftiger leben. Aber sind die jungen Leute erst einige Monate im Land und vom Fieber verschont geblieben, so erklären sie alle Vorsichtsmaßregeln für „Quatsch“ und vertiefen sich in Whisky mit Soda, Cocktails und Bier. Man hat mir viel Trauriges davon berichtet. Auch in Rio de Janeiro ist die Bummelei groß. Einen guten Eindruck machten die Matrosen des österreichischen Panzerkreuzers „Kaiser Karl VI.“, der gerade auf der Reede von Rio lag; stramme, frische Jungens, die nicht bezecht durch die Gassen torkelten, wie die verlotterte Mulattenhorde der brasilianischen Marine.

Bis nachmittags 4 Uhr mußten wir in der Höllehitze von Santos braten, ehe unsere kleine, echt brasilianisch schmierige „Itapema“ endlich die Anker lichtete. „Espere un pouco,“ das antwortet Brasiliens Bewohner jedem ungeduldig Fragenden: „Warten Sie doch ein bißchen.“ Und „paciencia, paciencia“ (Geduld, Geduld!) ist das Morgen- und Abendgebet hier im Lande der Affen und Papageien. Und verspricht dir ein edler Sprosse dieser gemischten Rasse etwas feierlichst, so erwarte statt der geleisteten Arbeit ständig nur die bekannte Antwort: „Nao tive tempo!“ (Ich fand noch keine Zeit dazu!)

Welche Zukunftswerte schlummern in diesem reichen und fruchtbaren Riesengebiet, wenn die tatkräftigen Rassen des europäischen Nordens hier Kapital und Arbeit einsetzen werden, wie im Nankeelande. Dann wird Brasilien ein Wunderland sein! Bis dahin aber paciencia, paciencia . . .

Zwischen Santos und Paranagua ereilte uns auf dem Atlantischen Ozean ein tropisches Nachtgewitter, das zu den eindrucksvollsten Erlebnissen meines Lebens gehört. Heulend und fauchend kam es durch die unerträgliche Schwüle gezogen, der ganze Horizont war durch die schier unaufhörlichen Blitze taghell erleuchtet, der Donner krachte wie eine nie rastende Zornmelodie der Elemente, und unser kleiner Küstendampfer wurde hin- und hergeworfen wie ein Korkkopsel. Dazu prasselte der Tropenregen, der jeden Aufenthalt auf Deck unmöglich machte — hinter den Scheiben des Rauchzimmers erlebten wir dieses Gigantenspiel der Natur. Endlich, um 5 Uhr früh, hatte das Gewitter ausgetobt — eine „Gardinenpredigt für Poseidon“ nannte Mark Twain einst eine solche Sturmnacht auf dem Ozean.

Paranagua ist ebenso schwül und scheußlich wie Santos. Und die zudringlichen Moskitos stechen hier genau so. Aber die Eisenbahn von Paranagua nach Curityba, von deutschen Ingenieuren erbaut, ist ein Hochgenuß. Über Schluchten und Wasserfälle setzt auf schwindelnden Stahlbrücken das Dampfroß, durch den tropischen Urwald klettert es keuchend bis zu tausend Meter Seehöhe empor, wohl ein Duzend Tunnels durchsahnd. Unten herrschen Bananen und Palmen, auf der Höhe grüßen Pinien und herrliche Orchideen. Keine, würzige Luft umfächelt uns — wir sind nach vierstündiger Fahrt in Curityba, der mächtig emporstrebenden Hauptstadt von Parana, angelangt. Hier ist das Klima gesund und köstlich.

In Curityba herrscht der deutsche Arbeitseifer. Namentlich viel Deutschösterreicher leben hier einen „guten Tag“, ein wackerer Deutschböhme namens Karl Frank war

mir freundlicher Führer. Da haben wir kernhaft völkische Zwiesprache gepflogen. Auch die römische Kirche hat in Curitiba deutschfreundliche Anwandlungen, was ich als gewissenhafter Chronist gern berichte. Die Franziskaner unterhalten hier eine deutsche Knaben- und Mädchenschule, der man Gutes nachrühmt; allerdings sind schon Strömungen bemerkbar, die auf portugiesische Unterrichtssprache hinzielen. Da ist aber noch eine romfreie deutsche Schule, die wacker arbeitet. Deutsche Vereine mehr denn ein Duzend. Alle besseren Geschäfte in germanischen Händen. Und was das Erfreulichste ist: Reichsdeutsche, Österreicher und Schweizer halten als Deutsche fest zusammen — in Curitiba . . . In Europa ist das leider noch manchmal anders. Kein Hezpfaffe stört germanische Eintracht zwischen Protestanten und Katholiken — in Curitiba.

Eine seltene, eine glückliche Stadt, sonnenhell und zukunftsfröh, möge sie ewig gedeihen und so deutsch bleiben.

## V.

### Maitage

Curitiba, auf dem Hochland von Parana, 1000 Meter über dem Atlantischen Ozean.



Im wunderschönen Monat Mai springen in Brasilien allerdings nicht alle Knospen, denn der Winter soll auf der südlichen Halbkugel beginnen, aber es geht einem doch das Herz auf ob der prangenden Schöne der Natur. Wonnevoll ist ja auch das liebtraute deutsche Land daheim im Mai und es ist manchmal verteuftelt schwer, die Sehnsucht nach deutscher Kultur und Heimat zu unterdrücken . . . Aber ein gesegneter Fleck Erde ist dieses Hochland doch! Wir sitzen in einem herrlichen Garten bei einem österreichischen

Bruder: Eine behagliche Dase in der Wüste brasilischer  
Unkultur. Rings ragen Bananen, Palmen, Feigen-  
bäume, Orangen und die japanische Pflaumenart Kaki,  
die, hierher verpflanzt, Riesenfrüchte von melonenartigem  
Geschmack liefert. In Curityba kennt man keinen Schnee,  
aber auch nicht Malaria und gelbes Fieber.

Das Hochland von Parana ist durchaus gesund und  
die 50 000 Germanen (Reichsdeutsche, Österreicher,  
Schweizer, Holländer) leben hier einen vergnügten Tag.  
Parana ist fast halb so groß wie das Deutsche Reich und  
zählt nicht einmal eine halbe Million Einwohner — welche  
Zukunftswerte schlummern hier! Wenn das deutsche  
Kapital nur nicht so zaghaft wäre; zwei englische Banken  
arbeiten schon in Curityba, desgleichen die Yankeees, aber  
Michel kommt wie immer langsam nachgehinkt!

Unser prächtiger Hausherr läßt ein üppiges Früh-  
stück anfahren — zuerst eine Geflügelsuppe; auch der stolze  
Hahn mit seinem Ramm muß zum Reis sein Leben lassen,  
so daß ich wehmütig rezitiere:

Ist das nicht jener Suppenhahn,  
Den eben wir noch huppen sah'n?

Dann gibt es die berühmten schwarzen Bohnen,  
Brasilien's Leibspeise, sehr nahrhaft; aber man muß sich  
halt daran gewöhnen. Wiener Küche ist mir lieber . . .  
Fleisch ist in Brasilien weit billiger, aber nicht besser als  
dabeim. Man iszt viel und oft hier, aber der Küche fehlt  
jene Weihe, die der Kulturmensch nun einmal verlangt.  
Hier bei unserem Gastgeber schmeckt es allerdings wunder-  
voll; zum Schluß gibt es sogar Apfelstrudel — Herz, was  
begehrt du mehr?

Und die Gläser klingen; ich erzähle vom politischen  
Kampf im Vaterland und wir trinken unseren kampfs-  
frohen Freunden zu. Curityba hat als Hauptstadt des  
Staates Parana eine große Zukunft. Elektrisches Licht  
und Wasserleitung sind vorhanden. Nur das Pflaster ist  
eine Strafe, gar keines wäre besser. Die ganze Land-

bevölkerung reitet täglich in die Stadt, Sattel und Zaumzeug reich verziert, ein malerisches Bild. Die Pferde sind klein und struppig, aber ausdauernd. Rings liegen deutsche, polnische und italienische Kolonien. Die Regierung siedelt absichtlich alles wie Kraut und Rüben durcheinander an, aber die deutschen Bauern kommen doch am besten vorwärts. Namentlich die Schweinezucht wird in größtem Maßstab betrieben. Die Borstentiere sind in Brasilien schwarz, aber werden so fett wie Ungarns Rüsselgrunzer, auch in Curitiba gilt der Schüttelreim:

Bei Schweinen ist ein dickes schier  
Beliebter als ein schickes Tier...

Frohinnig ist hier das deutsche Jungblut. Das günstige Klima — nie zu heiß, nie wirklich kalt, subtropisch im besten Sinne des Wortes — trägt auch dazu bei. Jetzt bei Beginn des brasilischen Winters sind immer noch 20 Grad Celsius morgens um 8 Uhr im Schatten; der Wärmemesser zeigt nachmittags manchmal bis zu 28 und 30 Grad, fällt dann bei Sonnenuntergang oft bis zu 12 und 10 Grad; Nachfröste kommen vor, schaden aber dem Pflanzenwuchs in der reinen, klaren Höhenluft nicht. Meran und Bozen sind klimatisch nicht schöner als Curitiba, nur ist Brasiliens Winter noch weit milder. Die mächtige Serra do Mar, das Küstengebirge, liegt tief bewölkt am Horizont — unten brütet die feuchte Fieberhize, hier oben atmen die Lungen balsamische Gebirgsluft. Wenn die politischen Verhältnisse in Brasilien besser wären — Unterschlagung, Bestechung und alle anderen niedlichen Abarten romanisch-mulattischer Verderbnis wuchern üppig wie alles hier —, dann könnte man das Leben ideal nennen . . .

Nur eins ist noch unverdorben hier: Es gibt im täglichen Verkehr kein Trinkgeld — Europa, verhülle dein Haupt!

Trinkgelder nimmt hier nur der hohe Beamte; Kellner, Friseur, Straßenbahnschaffner und ähnliche

Klassen sind noch nicht auf jene Unsitte dressiert, die im kultivierten Europa einen Umfang angenommen hat, der beschämend ist. Badschisch ist nicht mehr das Vorrecht des Orients.

Es gibt ein Museum in Curityba. Ein wackerer Münchener namens Heck ist Kustos; eine echt bajuvarische Seele voll Humor und Lebensbejahung. Heck lügt entzückend. Er schwindelt mit Anmut, er hat eine blühende Phantasie. Was soll denn die nüchterne farblose Aufzählung? Heck hat Schwung und Begeisterung. Wenn er von seinen Kämpfen mit Indianern und schwarzen Pantheren erzählt, von Diamantensunden und Urwaldabenteuern, von Riesenschlangen und Affen — immer steckt in der malerischen Übertreibung ein Körnchen Wahrheit.

Leider läßt die Regierung das Museum ganz verkommen. Es werden wohl im Staatshaushalt die Mittel zur Erhaltung bewilligt, aber sie wandern einfach in die weiten Taschen lusobrasilischer Hidalgos, denen ihre Familie näher steht als die anatomischen Präparate, von denen Neger und Mulatten den Spiritus saufen . . .

Was könnte aus Brasilien werden, wenn deutsche Zucht hier herrschte!

Da sind wir glücklich wieder bei der Here Politik.

Der Klerus spielt hier die größte Rolle. Die Franziskaner sind vorläufig noch deutsch. Sie unterhalten Schulen und Krankenhäuser und sind glänzend geleitet. Aber die Jesuiten sind doch einflußreicher und ganz portugiesisch. Es ist nur eine Frage der Zeit, wann die Jesuiten bei den Franziskanern den deutschen Einfluß untergraben.

Die lutherischen Deutschen sind ganz trefflich organisiert, Kirche und Schule Träger des reinen Deutschgedankens. Der konfessionelle Hader ist das Unglück hier wie überall. Doch nackensteif sind die Romsfreien, und sie werden deutsch bleiben wie die Sturmwatch in Böhmen und Mähren. Ueberhaupt hat hier der laute Rassen-

Kampf viel Ähnlichkeit mit den Plänkeleien in Osterreich. Doch am wohlsten ist ja dem Germanen, wenn es rechts und links Feinde gibt — der Kampf stählt, auf der südlichen Halbkugel wie im Böhmerlande!

Unter den Gästen war auch ein verfrachter preußischer Leutnant. Ein guter Kerl, aber bodenlos leichtsinnig. Er wird wohl nie auf einen grünen Zweig kommen — die heiße Leber . . .

Als geborenem Spreathener gehorcht ihm sein Mundwerk ausgezeichnet. Jeder sieht ihn gern. Er hatte natürlich wieder „mächtig einen gekippt“ und plötzlich sprang er auf und brüllte durch die Mailuft Curitybas:

„Trotz des ungeheuren Dalles  
Deutschland Deutschland über alles!“

Wir beugten uns dieser Philosophie und stimmten dem subtropischen Diogenes, der die vielen Sonnen leer getrunken, in denen sein Spiritus rector saß, feuchtfröhlich zu . . .

\*

\*

\*

„ . . . Und dann, lieber Junge, bringe uns auch von den herrlichen Riesenschmetterlingen einige mit! Und den Papagei nicht vergessen! Zwei Affen genügen, und wenn du eine recht schöne Riesenschlange von etwa zehn Meter Länge gütigst mitbringst, ist dir dankbar dein — —“

Solche Wunschzettel fliegen übers Weltmeer — das ist der Fluch der bösen Tat!

Warum reißt man auch nach Brasilien? Das ist ja das Land, wo die Affen herkommen, wo die schönsten Schmetterlinge flattern, die längsten und dicksten Riesenschlangen herumlungern und die kreischenden Papageien so häufig sind, wie daheim die Spazien . . .

Und dennoch war ich diabolisch genug, weder Schmetterlinge noch Papageien, ja nicht einmal Affen und Riesenschlangen mitzubringen.

Man kauft das alles nämlich weit billiger und besser

in Europa. In Brasilien zahlt man Preise für besagte Dinge, daß nur ein Nabob nicht erschrickt. Hagenbeck in Hamburg sei hiermit allen Liebhabern von Riesenschlangen und Kolibris empfohlen. Überhaupt die Preise! Billig sind nur Fleisch, Gemüse und Früchte. Alles andere kostet mindestens das Doppelte wie daheim, namentlich Kleider, Hüte, Wäsche usw.

Allerdings sind auch die Erwerbsverhältnisse günstig. Handwerker verdienen glänzend, desgleichen Maurer. Nur geistige Arbeit wird jammervoll bezahlt, wie in allen jungen Kulturländern; die Schullehrer wissen ein Lied davon zu singen. Dagegen werden die Offiziere so nobel besoldet, als ob die Armee wirklich etwas Wertvolles wäre, und dabei ist diese Mulattenhorde — einige rühmliche Ausnahmen bestätigen nur die Regel — einfach eine Bande von gern faulenzenden und oft sittlich verkommenen Erdenpilgern. Ausschweifungen schlimmster Art sind an der Tagesordnung. Und in den Kasernen ist eine derartige Wirtschaft, daß dem Mitteleuropäer die Haut schaudert. Allerdings hatte der ehemalige gute Präsident Hermes da Fonseca den besten Willen, diesen Lugiasstall gründlich auszumisten. Er selbst ist ein ehrlicher Bewunderer deutscher Militäreinrichtungen. Aber ob in diese verlotterte Mischrasse überhaupt Zucht und Ordnung zu bringen ist, das bezweifeln die meisten Kenner des schönen, aber so schlecht verwalteten Riesenlandes.

Immer wieder hört man die Klage: Was könnte aus Brasilien werden bei guter und ehrlicher Verwaltung! Warum mußten es auch gerade Portugiesen sein, die dieses mit allen Bodenschätzen und Naturschönheiten verschwenderisch ausgestattete Wunderland entdeckten, ausbeuteten und in jeder Hinsicht verseuchten, moralisch und physisch, denn Lues und andere Gastgeschenke der Portugiesen wüthen heute noch im Lande.

Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort — diese Wahrheit aus dem „Faust“ paßt

auf Brasilien, und klagend können die heutigen Bewohner rufen: Weh' dir, daß du ein Enkel bist!

Und dennoch hat Brasilien eine große Zukunft. Namentlich die drei Südstaaten Parana, Santa Catharina und Rio Grande do Sul. Deutsche Arbeit ist heute schon der erste Kulturbringer südlich des Wendekreises geworden, und wenn diese herrlichen subtropischen Länder einst eine maßgebende Rolle im südamerikanischen Wirtschaftsleben spielen werden, so wird es deutsche Kraft und germanischer Geist ein, die Handel und Wandel schaffen, ausbauen und erhalten!

Man sehe sich nur einmal das reindeutsche Städtchen Blumenau im Staate Santa Catharina an.

Wie ein reizender kleiner deutscher Badeort liegt es da am Ufer des Itajahyflusses, der mit Dampfern und Segelschiffen reich belebt ist. Jetzt, im Mai, ist das Klima wundervoll. Der heiße und schwüle Sommer ist vorüber, eine reine balsamische Herbstluft — kein Schreibfehler, lieber Leser, denn südlich des Äquators gehört der Mai zu den Herbstmonden — weht durch die reinliche Stadt. Welch eine Fruchtbarkeit: Zuckerrohr, Tabak, Mais, Maniok, Bohnen, Reis, Baumwolle, Pfirsiche, Orangen, Bananen — alles wächst in erstaunlicher Fülle. Zweimal im Jahre erntet man Kartoffeln, alle europäischen Gemüse gedeihen unter Palmen und Zypressen, Erdbeeren sind köstlich, Birnen, Kirschen und Äpfel wollen allerdings nicht recht werden, denn es fehlt der Winter.

Blumenau ist immer grün, an Blumen fehlt es nie. Bei einer jährlichen Durchschnittstemperatur von 20 Grad Celsius kein Wunder.

Ein Braunschweiger Apotheker Dr. Blumenau hat in echt deutschem Idealismus diese Kolonie gegründet, die heute weit zerstreut über ein Gebiet von etwa 60 Kilometer Länge und einer wechselnden Breite von 5 bis 30 Kilometer nahezu 50 000 fast rein deutsche Bewohner zählt, denn die paar Tausend Brasilier, Italiener und Polen verschwinden dagegen, ja, werden ebenso germani-

fiert wie die — Neger. Rassenschande aber gibt es fast gar nicht. Mischehen zwischen Deutschen und Negern kommen kaum vor, die deutsche Rasse hält hier auf Reinheit des Blutes. Portugiesisch sprechen nur die Beamten, doch kann fast jeder Deutsche hier gut portugiesisch, was sehr klug und nützlich ist.

Reizende Häuser im Villenstil hat Blumenau. Blumengeschmückte Veranden, üppig prangende Gärten, saubere Bürgersteige, gut erhaltene Straßen — ja ist man denn wirklich in Brasilien? Alles erhalten hier die Deutschen aus eigener Kraft. Wenn ich an die Landstraßen in portugiesischen Teilen Brasiliens denke, die einfach jeder Beschreibung spotten — ab und zu werden die Löcher durch etwas feste Erde unterbrochen — so kann man nur Worte der Bewunderung für die Leistungen der Deutschen hier haben. Elektrische Beleuchtung und Fernsprecher vervollkommen das Bild der Gesittung. Wo Deutsche wohnen, gibt es auch Industrie, Webereien, Wirkereien, Zigarrenfabriken, Wagenfabriken, Streichholzerzeugung, Dampftischlereien, Ziegelbrennereien und natürlich auch Bierbrauereien, denn „g'suffa“ wird leider auch hier unheimlich, was ich in subtropischen Ländern für ganz verkehrt halte. Namentlich der Zuckerrohrschnaps wird so häufig gepichelt, daß ich ernstlich besorgt bin, dieser starke Alkoholgenuß könne in diesem heißen Klima erschlaffend wirken. Na, hoffentlich irre ich mich. Ich hoffe es für die Erhaltung der geistigen und körperlichen Kräfte meiner braven Landsleute am Itajahy!

Im öffentlichen Garten steht unter Palmen, Magnolien und allen Wunderbäumen der Tropen das Denkmal des Dr. Blumenau — er lebt unsterblich in seiner Schöpfung fort.

Eine deutsche Eisenbahngesellschaft hat schon 70 Kilometer nach dem Innern bis tief in den Urwald im Betrieb und die Bahn soll jetzt auf Hunderte von Kilometern weiter ins Innere geführt werden; auch wird sie die Hafenstadt Itajahy mit Blumenau verbinden. Blumenau selbst

steht auf altem Urwaldgrund. Mögest du ewig gedeihen, Liebtraute, anmutige Stadt in Südbrasilien!

Mögest du auch immer so deutsch bleiben. Dann wirst du einst die geistige Hauptstadt eines reichen und zukunftsfrohen Landes sein!

Joinville und Blumenau — ihr beide seid die schönsten deutschen Städte, die ich in Brasilien sah!

Ich darf sagen: Ich habe euch ehrlich liebgewonnen. Wer nach Brasilien fährt, der wird euch als Oasen wahrer deutscher Kultur erkennen — und darauf könnt ihr stolz sein!

## VI.

### Ein Urwaldphilosoph



Pflanzungen im brasilischen Urwald. . . .

Der Herbst ist eingezogen, frischer Seewind weht von der Serra do Mar über das weite, grüne Land. Wenn daheim das Mailüsterl grüßt und der Lenz als Triumphator in die Gaue zieht, dann ist auf der südlichen Halbkugel das schwüle Regiment des subtropischen Sommers glücklich zu Ende.

Heiß ist es hier im Sommer, unsagbar heiß. Doch trotzdem gesund. Das gelbe Fieber und die Malaria sind gottlob unbekannte Gäste, und namentlich um die Maienzeit ist die Luft so würzig und frisch, daß ein Morgenritt in den Urwald eine köstliche Pfingstfreude bringt! —

Ein lustiger junger „Musterreiter“ begleitet uns. So nennt man hier die Sendboten der städtischen Geschäfte, die auf kleinen, flinken Maultieren mit ihren Warenproben von Kolonie zu Kolonie reiten und dem Urwaldbauern alle Einkäufe vermitteln. Hans Burmester stammt von norddeutschen Eltern, ist aber selbst in Brasilien ge-

boren, spricht und denkt nur rein deutsch wie irgendein Bewohner der norddeutschen Tiefebene. Wenn man an die Jugend in „Dollarka“ denkt, wo so vieles deutsches Edelblut als „Yankee-Guano“ dient und jedes Empfinden für deutsche Eigenart verloren hat, so berührt hier, tief unter dem südlichen Kreuz, solch unverfälschtes Deutschtum doppelt wohl. Und einen Mutterwitz hat der semmelblonde Sproß brasilischer Urwalderde, als ob er mit Spreewasser getauft wäre.

Solch ein Morgenritt ist etwas Köstliches. Im bequemen brasilischen Sattel, in dem man sogar ein „Nickerchen“ wagen könnte — denn die hohen Sattelrücken verhindern jedes Abgleiten — trabt man sorglos und flott auf den kleinen Maultieren dahin ohne jede Ermüdung. Hans, der semmelblonde Jüngling, erzählte die unmöglichsten Abenteuer mit Riesenschlangen, Indianern, Pantheren und ähnlichen Urwaldbewohnern; er schwindelt mit Schwung und Begabung. Und da er sich einbildet, daß wir ihm glauben, so fühlt er sich glücklich.

Immer schmaler wurde der „Pikadenpfad“ im unendlich grünen Waldlabrynth, herrliche Orchideen rankten sich an den Riesenstämmen mit blauen und roten Blüten empor, vorsichtig kletterten die keuchenden Tiere den holperigen Weg zur Höhe empor — oben grüßte uns auf weiter Lichtung die Sonne.

Ein herrlicher Rundblick: Am Horizont der glitzernde Wasserstreifen, hell leuchtend, das Hügelland rings mit Wald umspinnen, und vor uns eine kleine Ansiedlung, eine „Chacara“, wie auch die Deutschen die kleinen Gutsböfe nennen, denn ohne portugiesische Lehnwörter geht es eben doch nicht bei der steten Berührung mit den eingeborenen „Caboclos“, den lusobrasilischen Waldbewohnern. Nicht zu verwechseln mit der Urrasse der Rothäute, die hier „Bugres“ heißen und eine erbärmliche Bande sind, so daß man nicht mit Unrecht sagt: Der einzig gute Indianer ist der tote Indianer.

„Da haust der Urwaldphilosoph!“ rief Hans Bur-

mester lachend, „ein verdammt gelehrtes Haus, ein „Deutschländer“ (so heißen die im Reich drüben Geborenen), kann saugrob werden, aber auch großartig erzählen, wenn er bei Laune ist — besuchen wir den Kauz!“

Fünf Minuten später hielten unsere Mullen vor dem Blochhaus.

Eine wonnesam einsamer Platz, diese Chacara auf der Urwaldlichtung, fruchtbar und gesegnet. Alles scheint hier zu wachsen und zu gedeihen: Ich sah neben goldig-reifen Orangen Feigenbäume, deren Früchte aber schon geerntet waren, dann die „Kaki“ genannten japanischen Pfirsiche, Palmen, Magnolien und Pinien. Im Gemüsegarten ein wahres Chaos aller nur denkbaren Arten, vom schwarzen Rettich bis zur Erdbeere, vom Rotkohl bis zur Kartoffel, die man hier zweimal erntet.

Gastfreundschaft ist die allgemeinste Tugend rings im brasilischen Urwald; auch unser Philosoph bewirtet uns köstlich. Nie haben mir die vielgelästerten „schwarzen Bohnen“ besser geschmeckt als hier! Da er gerade Rebhühner geschossen hatte, die hier nicht in Ketten aufspurren, sondern stets einzeln gejagt werden, hatten wir lufullische Freuden.

Und auch der Rheinwein fehlte nicht — in Brasilien eine seltene, hochgeschätzte Labung.

Unser Philosoph ist ein Hüne von Gestalt. Einem uralten Adelsgeschlecht entsprossen, hat er als blutjunger Leutnant 1870 mitgekämpft, dann die bekannten lustigen Dummheiten gemacht im „faulen Frieden“ — und nun sitzt er, nach langen Irrfahrten durch Kanada, Mexiko und Peru, im brasilischen Urwald als deutscher Bauer . . . Es geht ihm gut. Er ist durch Fleiß ein „Gutsituierter“ geworden.

Unser Philosoph führt seinen Namen mit Recht. In der Einsamkeit und Mühsal seiner Verdejahre im Urwald hat er sich einen köstlichen Humor bewahrt. Rings hat er die Wände des Blochhauses mit Sprüchen geziert,

die er nun in Brandmalerei auf Pinienholz stets vor sich hat.

Am besten gefiel mir der Goethespruch:

„Trag' muntern Herzens deine Last  
Und übe fleißig dich im Lachen —  
Wenn du an dir nicht Freude hast,  
Die Welt wird dir nicht Freude machen!“

Und eine Bibliothek hat der Einsame — von Goethe bis Wilhelm Busch, von Sophokles bis Ibsen . . . Wer vermutet das im Urwald!

Zuletzt saß uns die leidige Here Politik im Nacken und zerzauste uns gründlich. Auch da erwies sich der Philosoph als seltener Hellseher und bestätigte die alte Erfahrung, daß man aus der Ferne oft die heimischen Zustände am treffendsten beurteilt:

„Bismarcks Gedanken und Erinnerungen sind meine deutsche Bibel geworden. Früher als junger Leutnant war ich Krautjunker und Volksverächter, ich bekenne es heute offen: jetzt bin ich „Rassendemokrat“. Ein dummes Wort so auf den ersten Blick, aber hier in Brasilien ist Rasse alles! Den deutschen Rastengeist können wir bei uns nicht brauchen, denn hier ist jeder Germane Edelblut! Der letzte Urwaldbauer wie der reiche Herrscher in Porto Alegre und Rio de Janeiro. Deutsche Tatkraft ist ihnen gemeinsam, und jeder Standesdünkel wäre da verwerflich. Was deutsch ist in Brasilien, muß fest zusammenstehen. Es ist seltsam: Wir züchten die Pferderassen empor, unsere Rinder und Schweine — nur die Menschen treiben in Brasilien eine erbärmliche Rassenfchande. Wer sich von der allgemeinen Menschenverbrüderung schnell und gründlich kurieren lassen will, der studiere in Brasilien die Erfolge der Rassenmischung. Brasilien muß ebenso wie die Vereinigten Staaten das Land des weißen Mannes werden, oder es wird nie eine führende Rolle in Südamerika spielen, die ihm doch als dem größten und reichsten Lande gebührt. Der Deutsche hält sich hier rafferein und kommt vorwärts. Aber wir brauchen in

Südbrasilien nicht nur derbe deutsche Fäuste, sondern auch wirklich feine deutsche Köpfe!

Und daran fehlt es noch bedenklich. Namentlich das Großkapital sollte nicht so „bangbüchsig“ sein, Revolutionen gibt's hier kaum jemals mehr. Friedliche Umwälzungen und Reformen sind unausbleiblich. Der privilegierte Diebstahl der Machthaber wird auch aufhören müssen, wenn erst germanische Elemente mitregieren. Und das kommt so sicher wie das Amen in der Kirche. Keine deutsche „Eroberung“, an den Nonsens denkt niemand, aber friedliche Durchdringung dieses Riesenlandes mit deutscher Ehrlichkeit, mit germanischem Fleisch und altem Kulturidealismus — das fehlt noch verdammt hier.

Ich liebe Brasilien, denn es ist meine zweite Heimat. Wenn Deutschland meine Mutter war, die ich nie vergesse und der ich alles danke, so ist Südbrasilien meine Gattin geworden, sozusagen. Ich hoffe, das schöne Brasilien noch groß und glücklich zu sehen.

Wenn Sie heimreisen, mein verehrter Landsmann, dann künden Sie bitte daheim den Horchenden an, daß in Brasilien nicht nur Affen, Papageien und Riesenschlangen haufen — vor acht Tagen habe ich eine Boa von fast fünf Metern erlegt —, sondern daß hier ein reiches, herrliches Land mit den größten Bodenschätzen den Brautfuß der germanischen Kultur erwartet. Aus Brasilien muß und wird etwas werden, und ehe John Bull und Onkel Sam hier „einhasen“, sollte Michel seine Pioniere zu friedlichem Wettbewerb senden. Wir brauchen Fäuste und Köpfe, guten Willen und gutes — Geld! Sagen Sie das bitte daheim . . .“

Der Wunsch des Urwaldphilosophen ist hiermit erfüllt. Ihm selbst wünschen wir noch viele frohe Jahre „10 000 Kilometer fern von Berlin“ . . .

## Soll man auswandern?

**A**lso raten Sie mir aufrichtig: Soll ich nach Brasilien auswandern? Da sich die Deutschen so glänzend dort halten, so möchte ich hin! . . . .

Diese Epistel erhielt ich heute von einem wackeren Deutschnationalen, dem die „Tschechenseuche“ sein Wien verbittert. Und weil noch mehr solche Anfragen eintrafen, so will ich lieber publice die Antwort ertheilen, als Wißbegierigen ein Privatissimum zu lesen. Also ich rate aufrichtig: Nur wer es durchaus im alten Vaterlande nicht mehr ertragen kann, nur wer jung und tatenfroh und vor allen Dingen kerngesund ist, nur wer Lust und Liebe zum Landleben hat, der komme nach Brasilien in die deutschen Siedelungen!

Für verwöhnte Städter und verträumte Idealisten ist es absolut nichts im brasilischen Urwald! Die tropischen Gebiete Brasiliens sind für den Deutschen, der im Freien arbeiten muß, ganz ausgeschlossen. Die feuchte Treibhaushitze und das Fieber sind dort die schlimmsten Feinde des nordischen Germanen. Aber die drei subtropischen Provinzen Parana (dieses Hochland mit der Hauptstadt Curitiba ist ganz gesund, trotz der Tropennähe, die Küste aber heiß und ungesund), besonders aber Santa Catharina und Rio Grande do Sul sind für deutsche Kolonien durchaus geeignet. Das Klima ist im Sommer etwa dem von Bozen oder Meran zu vergleichen, nur gibt es keinen eigentlichen Winter im europäischen Sinne. Leichte Nachtfröste auf dem Hochland und viel ausgiebige Regengüsse zeigen die kühlere Jahreszeit an, die von April bis August dauert. Zu Weihnachten ist es barbarisch heiß, da ist selbst die Hundstagshitze von Wien nichts dagegen. Aber trotzdem ist das subtropische Klima für den Germanen, wenn er sich erst eingewöhnt hat, sehr angenehm. Jedenfalls hausen im Urwald Südbrasilens so viel weiß-

haarige, kerngesunde Männer und Frauen über 70 und 80 Jahre, die bei schwerster Arbeit und Entbehrung vieler Kulturgenüsse frisch und munter geblieben sind, daß man ohne Übertreibung von einem vortrefflichen Klima sprechen kann.

Aber dennoch rate ich nicht zur Auswanderung. Brasiliens Entwicklung steckt noch zu sehr in den Kinderschuhen. Die Lotterwirtschaft in dieser Mischmasch-Republik, die unselige Rassenkreuzung der herrschenden Lusobrasilier mit Negern, Mulatten, Indianern und allerhand weißem Gesindel haben ein Gemisch erzeugt, das zuerst direkt abschreckend wirkt. Bestechung und Diebstahl sind die Merkmale des öffentlichen Lebens. Der Deutsche hat es nicht verstanden, sich politisch zur Geltung zu bringen. Wie anders die vielen Italiener! Sie spielen heute schon namentlich im mächtig aufstrebenden Sao Paulo, dem Kaffeezentrum, eine bedeutende Rolle im politischen Leben und haben sich in die Korruption mit glänzender Anpassungsfähigkeit gefunden . . . Auch die Polen rühren sich. In Curitiba z. B. sieht man häufig polnische Ladenschilder, deutsche aber gar nicht, trotzdem die Deutschen ein Drittel der Bewohner ausmachen. Fragt man nach dem Grund, so antwortet Michel: Wir wollen nicht provozieren! Daß aber der Italiener oder Pole seine Sprache stolz zur Schau trägt, findet Michel ganz in der Ordnung. In Blumenau und auch in Joinville findet man allerdings viel deutsche Aufschriften.

Im Handel herrscht der Deutsche. Die Yankee und Engländer arbeiten ebenfalls fieberhaft, aber der Vorsprung des reichsdeutschen Handels ist zu groß. Da viele Waren über Neu-York und London eingeführt werden, die deutschen Ursprungs sind, so gibt die Handelsstatistik ein falsches Bild. Nach amtlichen Zahlen darf man in Brasilien nie gehen. Es ist auch nicht nötig, daß man schwarz auf weiß gedruckt findet, was der Eingeweihte doch weiß . . . Jedenfalls hat der deutsche Handel in Brasilien eine große Zukunft.

Ob sich die deutsche Sprache in Brasilien behaupten wird?

Da können wir mit einem freudigen „Ja“ antworten. Denn wenn man auch in Curitiba und Sao Paulo, in Rio de Janeiro und Porto Alegre fast nur portugiesische Aufschriften und Firmenschilder findet — die deutsche Schule dringt siegreich vor. Die deutsche Schule ist überhaupt die einzige wirkliche Schule in Brasilien.

Es liegt in der Taktik der Deutschen südlich des Äquators, nicht zu „provokieren“, was ich schon erwähnte. Das mag etwas für sich haben. Die Lusobrasilier sind Fanatiker der Politik. Der Yankee möchte die Monroedoktrin bis zum Kap Horn ausdehnen. England will die reichen Bodenschätze ausbeuten, das Großkapital ist schon mobil gemacht und John Bull pumpt lächelnd den Negerbastarden Millionen. Es wird noch einen heißen Kampf geben. Der Deutsche hat den Vorzug vor beiden, daß er Portugiesisch lernt. Er kommt dadurch dem Konkurrenten zuvor. Und da hier nicht die Gefahr besteht wie in Dollarka, daß der Deutsche seine Eigenart in zweiter Generation opfert — in Brasilien kenne ich Leute, deren Großeltern schon geborene Brasilier waren und die deutsch sprechen wie wir —, so bringt die Kenntnis der portugiesischen Sprache nur Gewinn.

Hier fühlt sich der Deutsche als die höhere Rasse. Das ist der Kernpunkt. Zwar der Kampf gegen deutsche Art tobt hier wie in Böhmen. Lebt der Deutsche vereinzelt, geht er bald unter. In geschlossenen Siedelungen ist er zäh und hat Verbekraft. In Südbrasilien dringt er siegreich vor. Zur Auswanderung rate ich, wie gesagt, nicht. Wir brauchen jeden Deutschen daheim. Es klingt paradox, daß man in einem Utem ein Land lobt, die Fortschritte des Deutschtums preist und doch nicht einen Hymnus anstimmt, der mit Sirenentönen in die neue Welt lockt. Ich bin der Ansicht, daß bei uns in Europa die Entscheidung fallen wird, welches Volk an der Spitze marschieren soll. Nicht im Sinne einer römi-

Der alte  
"Nagel"

schen Weltherrschaft, nur auf allen Gebieten des Fortschrittes.

Wer Europa hat, dem gehört die Welt. Was ist ein Jahrhundert im Völkerleben? Südamerika ist heute noch im bewegten Stadium einer gärenden Übergangszeit. Es wäre schade um das deutsche Edelblut, wenn es heute schon massenweise die Gaue verlassen würde, in denen die Entscheidung fällt. Für mich hat es sogar einen Beigeschmack von Fahnenflucht. Das deutsche Kapital soll auswandern in erster Linie. Es soll nur Pioniere hinausenden, die mit dem Rüstzeug höherer technischer und kaufmännischer Bildung den andern Rassen Kultur bringen. Aber nur keine sentimentale Verschmelzung. Hammer, nicht Umboß . . . Die deutsche Tatkraft soll sich den Erdball dienstbar machen. Und sie wird es, trotz der bellenden Möpse an Moldau und Donau.

Eine Kerntruppe ist in Brasilien vorhanden. Die natürliche Vermehrung ist erstaunlich. Nur Intelligenz kann man brauchen, Kapital und Technik, Industrie und Bankwesen. Der deutsche Bauer im brasilischen Urwald wird das Rennen nicht machen. Darum bleibt nur daheim, dort seid ihr wichtiger! Helft die Sturmshar stärken, die in einem Jahrhundert nach ehernen Naturgesetzen Europa beherrschen wird . . .

## VIII.

### Eine italienische Kolonie



Wollen Sie eine echt italienische Kolonie kennen lernen? Dann begleiten Sie mich nach Santa Felizidade, das wird Ihnen sehr gefallen!"

Mein Wirt lockte so lieblich, daß ich eine halbe Stunde später auf dem kleinen struppigen Gaul saß und gegen Santa Felizidade ritt. Man kann in Bra-

*Stent*

filien die gewaltigen Entfernungen unmöglich zu Fuß zurücklegen. Darum ist der Handwerksbursche auf der Walze unter dem südlichen Kreuz eine unbekante Erscheinung, dafür aber entschädigt die Eigenart der berittenen Bettler . . .

Die brasilischen Gäule sind ungemein ausdauernd, was so ein kleines Pferd an Strapazen erträgt, ist einfach heroisch. Aussehen tut so ein Bastard von Maultier und europäischem Rassepferd — die Deutschen sagen „Mulen“ nach dem portugiesischen mula — allerdings kläglich, aber der Schein trügt. In flottem Trab, der vom europäischen ganz verschieden ist, denn die flinken Tiere springen eine Art von Pasgang, was für den Reiter angenehm wiegend ist, geht es über die unsagbar kläglichen Wege. Bewilligt werden ja genug Gelder für Straßenbau, aber der schnöde Mammon wandert in die weiten Taschen der ehrlichen braven Beamten und die Landstraßen bestehen aus Löchern und Rissen. Da voltigieren die munteren Mulen so geschickt über alle Hindernisse, treten so sicher bergan und bergab, daß es eine wahre Freude ist. Die brasilischen Sättel sind sehr bequem, die hohen Sattelskämme geben guten Halt, nur die Steigbügel sind zu eng, warum, weiß kein Mensch: man kann kaum die äußersten Fußspitzen anstemmen. Der Brasilier kann seinen Sattel jederzeit in ein Bett unter freiem Himmel verwandeln: die große Decke unter dem Sattel als Unterbett, den Sattel selbst als Kopfkissen und den weiten Poncho als Zudecke. So schläft es sich im Urwald ideal, namentlich wenn man den Poncho über das geehrte Riechorgan zieht, damit die infamen Moskitos auf besagtem Gesichtserker keine Turnübungen veranstalten können.

An einem schäumenden Sturzbach machten wir nach heißem Ritte Halt: unser Deutschbrasilier bereitete uns einen köstlichen Spießbraten, der offen über dem Holzfeuer auf einem improvisierten Naturherd von Pinienzweigen prächtig durchgebraten wird. Kreischende Papageien flogen buntfarbig im feuchtheißen Wald — ein

Bild, so verschieden von der nordischen Heimat, daß mich plötzlich die Sehnsucht packte . . . Ich schloß die Augen und da sah ich im deutschen Garten unter duftenden Baumblüten . . .

Sei mir begrüßt, du traute Heimatzone,  
Vom Alpensee bis hin zum Nordseestrand,  
Denn schöner blüht als Palme und Limone  
Der Apfelbaum in dir, mein Vaterland!

Selbst alte „Teuto-Brazileiros“, wie man hier die Ansiedler aus deutschem Blute nennt, werden noch oft von diesem germanischen Heimatsfieber gründlich gepackt. Man muß es halt ertragen . . . Nun weiter munter durch Wald und Campo!

Von Wildschweinen und Rebhühnern wimmelt es; sonst ist der Wildreichtum nicht so sehr groß, wie man allgemein sagte. Panther und Riesenschlangen gibt es häufig noch. Eine frisch erlegte Klapperschlange sah ich bei einem Kolonisten aus Bayern, der das Giftreptil mit der Art beim Baumfällen erschlagen hatte. Auch einen Pumalöwen hatte derselbe geschossen.

Wir trafen an einer Pitadenlichtung einen verendeten Ochsen, rings von den scheußlichen Nasgeiern umschwärmt, die wildgierig hockten und ekelhaft rissen an dem Kadaver. Diese Urubus sind auch in den brasilischen Städten eine Art von Sanitätspolizei, denn sie vernichten allen eßbaren und auch nicht eßbaren Fleischabfall, der von den faulen Mestizen hier doch sonst nie entfernt würde. Ueberhaupt das Kapitel Reinlichkeit . . . Seitdem ich in Brasilien war, beurteile ich die Kulturhöhe eines Volkes nicht nur nach dem Seifenverbrauch, sondern auch nach — anderen hygienischen Einrichtungen.

„O, laßt mich ewig schweigen, hohe Götter,  
Was schauernd ich in diesem Lande sah . . .“

Auf dem Hochland, von einem Pinienhain umrahmt, liegt Santa Felizidade, eine große italienische Kolonie, welche sich gut entwickelt und auf der die unruhigen Kinder

Kalabriens und Siziliens auch wirklich sesshaft geworden sind, denn meistens ist der Italiener nur so lange im Lande, bis er genug erspart hat. Man sagt mir allgemein, daß die romanische Einwanderung nicht gewinnbringend für das Land sei. Daß die Sprossen des Stiefellandes aber auch unter dem südlichen Kreuz ganz „romantische“ Gewohnheiten behalten haben, sollte ich bald persönlich erfahren.

Wir hatten in der Osteria, wo wir einen ganz guten Wein tranken, den die Kolonisten hier bauen, Hut und Mantel abgelegt und traten in den Garten, um die Vegetation zu bewundern. Als ich wieder ins Zimmer kam, waren mein funkelnagelneuer Sombrero, den ich in Rio de Janeiro für schweren Mammon erstanden, sowie mein schöner Hamburger Regenmantel, der gerade bei den Tropengüssen gute Dienste leistet, unsichtbar geworden —

Fahr' wohl, mein bester Regenrock,  
Fahr' wohl, mein stolzer Hut!

Ein italienischer Haderlump hatte beides einfach „mit aufs Pferd“ genommen, wie man hier sagt. In den deutschen Kolonien läßt man alle Wäsche auf der Bleiche liegen, nie kommt ein Stück fort, an vielen Häusern gibt's gar keine Schlösser — wie kontrastiert damit das chronische Diebsgelüste der Camorrahelden!

Darum ist es ein unverzeihlicher Fehler der brasilianischen Regierung, Auswanderer aller Nationen wie Kraut und Rüben untereinander gewürfelt anzusiedeln.

Noch auf eine Gefahr müssen wir aufmerksam machen.

Die japanische Einwanderung nach Brasilien nimmt beständig zu. Zwischen Tokio und Rio de Janeiro werden eifrige Verhandlungen gepflogen, um den Bevölkerungsüberschuß aus dem Reiche der aufgehenden Sonne nach dem Lande des südlichen Kreuzes abzulenken, und zwischen der japanischen Regierung und der des Staates Rio soll sogar ein Übereinkommen bestehen, nach welchem beide die Hälfte

der Überfahrtskosten für die Auswanderer be-  
streiten. Es gibt in Japan zwei große Auswanderungs-  
gesellschaften, die Toyo Emigration Com-  
pany und die Tabebayaschi Emigration Company. Jede  
der beiden Gesellschaften erhielt im Herbst des vergangenen  
Jahres von der japanischen Regierung den Auftrag, 1500  
japanische Arbeiter für die Auswanderung nach Brasilien  
zu beschaffen. Es fällt den japanischen Auswanderungs-  
agenten auch gar nicht schwer, Auswanderungslustige nach  
Südamerika anzuwerben. Denn die Japaner wissen sehr  
wohl, daß ihnen die Schwierigkeiten, mit denen ihre  
Rassengenossen in englisch sprechenden Ländern zu kämpfen  
haben, in den südamerikanischen Republiken mit ihrer aus-  
gesprochenen Mischbevölkerung erspart bleiben. So ist  
es zu erklären, daß die japanische Kolonie in  
Brasilien, die am Anfang vorigen Jahres erst aus 2000  
Köpfen bestand, zu Ende desselben Jahres schon auf  
10 000 Köpfe angewachsen war. In Nordamerika ver-  
folgt man diese Entwicklung mit einer gewissen Unruhe,  
zumal auch andere südamerikanische Länder der gelben  
Rassen ihre Türen öffnen. Man weiß, daß sich ein starker  
japanischer Einwandererstrom auch nach Mexiko und Peru  
ergießt, und bei dem empfindlichen Mangel an billigen  
Arbeitskräften in den südamerikanischen Staaten überhaupt  
wird keiner von ihnen von kopfreichen japanischen Kolonien  
verschont bleiben. Nur wird es der Regierung in Wa-  
shington schwer fallen, etwas gegen diese Erscheinung zu  
tun. Da den südamerikanischen Staaten selbst daran ge-  
legen ist, die Japaner ins Land zu ziehen, würde Onkel  
Sam die lateinischen Brüder vor den Kopf stoßen, wenn  
er den Söhnen Nippons Steine in den Weg legte, wozu  
für ihn ja auch nicht der mindeste Rechtsgrund vorliegt.  
So werden die Südamerikaner fortfahren, die gelbe  
Gefahr großzuziehen, bis sie ihnen eines Tages über  
den Kopf zu wachsen droht. Aber dann wird es zu spät  
sein, sie abzuwenden. Nur weiße Besiedlung kann dem  
Riesenlande nützen. Früher verfolgte man den logischen

Plan, jedem Volksstamme gesonderte Siedelungen anzuweisen. Aus dieser Zeit stammen die blühenden deutschen Kolonien in Rio Grande und Santa Catharina. Aber seit die Zeitungen von der „deutschen Gefahr“ faszeln, ist die Mulattenrepublik ängstlich geworden und verhindert rein deutsche Kolonien. Es nützt ja allerdings alles nichts: Germanenblut ist Trumpf in Südbrasilien!

Es ist in der letzten Zeit wieder in Yankeeblättern und englischen Jingopapers viel von den „teutonischen Eroberungsgelüsten“ geschrieben worden, die das arme Brasilien von der Landkarte wegradieren wollen.

Was ich selber denk' und tu', das trau' ich andern zu!

An eine Eroberung denkt doch kein vernünftiger Mensch zwischen Hamburg und Berlin. Wohl aber an eine wirtschaftliche Erschließung durch deutsche Arbeit und deutsches Kapital. Das ist nun den Yankees sehr unbequem. Der Nordamerikaner ist als Kapitalist wagemutiger und großzügiger als der Deutsche. Das muß unbedingt zugegeben werden. Aber der deutsche Mittelstand in Brasilien, die Handwerker, Kleinkaufleute, Gärtner, Wirte und kleinen Landgutbesitzer sind in den Südstaaten so mächtig geworden, daß es dem deutschen Großkapital ein Leichtes sein wird, alle Wettbewerber aus dem Felde zu schlagen, denn der Deutsche hält hier zum Deutschen, was ich für the old country dringend empfehlen möchte!

Wenn erst in allen größeren Städten zwischen Rio und Porto Alegre deutsche Banken arbeiten, dann können John Bull und Onkel Sam noch so zetern: Das Deutschtum marschirt an der Spitze! Die Deutsch-Osterreicher fühlen sich hier völlig als Deutsche, es gibt da keinen Grenzpfahlhorizont. Auch die Schweizer und Holländer folgen dem germanischen Empfinden. Hier kann man als Germane mit Hutten rufen: Es ist eine Lust zu leben!

## IX.

## Nach Porto Alegre

**D**as war eine tolle Sturmnacht zwischen Florianopolis und Rio Grande!

Ein idyllisches Eiland, dieses blumenübersäte Florianopolis. Hier ist die Klimazone des ewigen Frühlings. Subtropisch im besten Sinne des viel mißbrauchten Wortes. Wir fuhren an einem wonnesamen Maientag in den Atlantischen Ozean hinaus; der kleine brasilische Küstendampfer „Itapema“ tanzte wie befeffen auf der wilden Meerflut, denn von Südost blies uns ein Wind in die Zähne, wie er in diesen stillen Breiten nur selten vorkommt. Gegen Abend verwandelte sich die steife Brise in einen Orkan, wie ihn selbst der wetterharte Kapitän, ein origineller eisgrauer Engländer, selten erlebt haben will.

Was soll ich schildern, ohne der Übertreibung beschuldigt zu werden? Genug! Wir wachten die schaurige Nacht an den Rettungsbooten. Die wilde Heulmelodie des wütenden Sturmes wird mir noch lange in den Ohren gellen. Die Sturzseen spritzten nur so über Deck, ein Boot riß es aus den Tauen glatt in den gurgelnden Strudel. Noch heute erscheint es mir wie ein Wunder, daß niemand „über Bord“ ging. Bis auf die Haut durchnäßt, sahen wir tatenlos dem Rasen der Elemente zu. Nie sah ich einen gewaltigeren Kampf am Himmelszelt, als den die aufgehende Sonne mit den zerfetzten Sturmwolken ausfocht. Endlich triumphierte das strahlende Tageslicht, die schwarz-graue Orkanwand zerflatterte vor Helios' sengenden Pfeilen, und als der Mittag kam, leuchtete Mutter Sonne friedlich herab — die Attacken der heulenden Windsbraut waren siegreich abgeschlagen.

Jetzt sitze ich in Porto Alegre in einem urdeutschen Hause bei braven Landsleuten.

Und doch — die Sehnsucht schläft nicht.

Mit einer Verspätung von 24 Stunden waren wir eingelaufen. Als ich diese Verzögerung bedauerte, meinte der englische Kapitän lakonisch: Better a day as the life! Recht hatte sie, die alte Wasserratte: Besser einen Tag verloren als das Leben. — Und es war doch so nahe daran . . .

Die nächste Nacht war herrlich. Und da sah ich zuerst den Kometen wirklich, der damals (1910) am südlichen Sternenhimmel weit sichtbarer war als im Norden. Hier am südlichen Sternenhimmel ist alles leuchtender. Venus, Mond und Komet — ein unvergeßlicher Eindruck. Und dennoch:

Das Kreuz des Südens strahlt so hell hernieder  
Und magisch flammt im Ather der Komet —  
Dich, holde Venus, seh' ich funkelnd wieder,  
Frau Lunas Leuchte traut am Himmel steht . . .  
Du Zaubernacht an tropischen Gestaden,  
Nicht bannst du Heimweh nach des Nordens Strand —  
Ich will ja, Himmel, nichts von deinen Gnaden:  
Nur führ' mich bald ins deutsche Vaterland! . . .

So steht's in meinem Tagebuch. Das Heimweh muß damals also mächtig gewesen sein.

\* \* \*

Porto Alegre ist eine aufstrebende Handelsstadt mit etwa 150 000 Einwohnern. Schätzungsweise. Genaue Volkszählungen gibt es in Brasilien nicht. Gut die Hälfte, wenn nicht mehr, von allen Bewohnern sind deutschen Ursprungs. Im Hinterland, auf der „Serra“, dem Urwaldgrund, hausen nur deutsche Bauern. Vor bald einem Jahrhundert wanderten die ersten ein und machten die ungeheure Waldwildnis urbar. Nur Germanenblut konnte das fertig bringen. Wenn man heute in brasilianischen Nativistenkreisen diese trutzstarken Bauern schilt, daß sie so „deutsch“ sind und bleiben wollen, so begeht man damit ein himmelschreiendes Unrecht an diesen zähen, treuen, so starren und echten Teutonen.

Gibt es denn etwas Höheres als völkische Treue? Von der hohen Reichsregierung daheim hat man sie gewiß nicht unterstützt. Und wenn sie deutsch bis ins Mark geblieben sind, die Diplomatie hat keinen Anteil daran. Es war das Edelblut in ihnen — so etwas vom wahrhaft herrlichen Gotentum . . . An 500 000 Deutsche sind es heute. Natürlich, die in Brasilien geborene sehr zahlreiche Nachkommenschaft eingerechnet. Sie sind nicht mehr unterzukriegen! An die Siebenbürger Sachsen und an unsere schier unvergleichlichen Deutschböhmern erinnern sie mich in ihren Kämpfen und Schicksalen. Mit einem alten lutherischen Pastor sprach ich lange darüber.

In Brasilien herrschen die Jesuiten. Man merkt's auf Schritt und Tritt. Offiziös leugnet man es natürlich. Wie daheim im lieben schwarz-gelben Lande. . . . Was haben doch hier die Deutschen leiden müssen, bloß weil sie nicht Renegaten werden wollen! Doch der Kampf stählt . . .

In meinem Tagebuch finde ich diese Zeilen:

Serra do Mar — die schlanken Pinien stehen  
Auf deines Hochlands blütenbuntem Rain —  
Es stürzt der Wildbach von granit'nen Höhen  
Hinab zum Palmen- und Bananenhain . . .  
Du Wunderwelt Brasiliens nahmst gefangen  
Des fremden Wand'ers sehnsuchswunden Sinn — —  
Für meiner Kinder deutsche rote Wangen  
Geb' freudig ich den ganzen Zauber hin! — —

\* \* \*

## Ein politischer Tag

**Z**wischen Brasilien und Argentinien besteht ungefähr derselbe angenehme, harmonische Verkehr wie zwischen Deutschen und Tschechen im lieben Böhmerland daheim. Die spanisch sprechenden Argentinier sind entschieden weit europäischer und fortschrittlicher als die portugiesisch redenden Brasilier, die man uns immer noch mit der lateinischen Form „Brasilianer“ nennt, warum nur? Brasilisch und Brasilier ist doch kürzer und deutscher.

Nun feierte gerade während meiner Anwesenheit in Südamerika Argentinien mit großem Pomp das Fest der hundertjährigen Unabhängigkeit vom spanischen Joch. Eine für südamerikanische Verhältnisse sehr große Ausstellung in Buenos Aires soll der Welt beweisen, daß Argentinien an der Spitze des romanischen Südamerika schreitet.

Das wurmt die brasilische Mischrasse ganz kannibalisch. Nun haben überspannte Studenten in Argentinien eine brasilische Fahne zerfetzt — der Draht hat die Nachricht übertrieben weitergeplaudert, denn wenn so etwas wie Kriegsrummel in der Luft liegt, wird die unterirdische „Kabelstuppe“ auf dem Meeresgrund ungeheuer lebendig — das fordert natürlich blutige Rache. Die brasilische Fahne, auf der die stolzen Worte prangen: Ordem e progresso (Ordnung und Fortschritt, die beiden schönen Sachen, die es in ganz Brasilien leider noch nicht gibt), in den Kot gezerrt!

Brasilien ist eine Advokatenrepublik. Berwegene Rabulisten, die an die Futterkrippe wollen, machen die Tagespolitik. Nicht das „Wohl des Vaterlandes“, sondern nur die ganz schäbige Vorteilsucht entscheidet. Jeder ehrliche Brasilier gibt im Privatgespräch zu, daß die politischen Zustände seiner Heimat einfach unhalbare sind und daß es unter dem Kaiserreich, das 1889 gestürzt wurde,

entschieden „reeller“ zuzing. Die Mestizen sind nicht reif für freie Selbstverwaltung. Eine Republik braucht ein aufgeklärtes, besonnenes Volk. Wer da aber behaupten will, daß die Brasilier, die zu  $\frac{1}{8}$  aus Vollblutnegern, zu  $\frac{7}{8}$  aus Mischlingen bestehen, denn selbst die reinen Luso-brasilier aus portugiesischem Blute haben einen Schuß „Niggeressenz“ in den Adern, daß diese bedenkliche Rasse besonnen und aufgeklärt ist, der macht sich einer bewußten Fälschung der Tatsachen schuldig.

Der rasende Pöbel am Fronleichnamstag war ein drastischer Beweis für die gänzliche politische Unreife dieser braunen Gesellschaft.

Auf der Rua dos Andrades, der Hauptstraße, ging der Rummel los. Ein podennarbiger Advokat von höchstens 24 Jahren war der Anführer. Hier in Brasilien sind die Kaffeehäuser stets offen, weite Bogen führen die Massen ins Lokal, Straße und Café sind somit eins. Das erleichtert die Gassenpolitik. Der brutal aussehende Schreier mit den von Podennarben entstellten Zügen sprang auf einen Tisch, hielt ein Telegramm hoch in die Luft und begann mit „Schmierenspathos“ eine lange Rede.

Der Zufall hatte uns zwei „Teuto-brasilier“ (im Lande geborene Nachkommen von Deutschen) und mich ahnungslosen Mitteleuropäer in die Nähe dieser eigenartigen politischen Kungebung geführt. Da ich von den Klängen der lusitanischen Zischlaute nur so viel verstehe wie von der schnalzlautfrohen Mundart der Powidlmannen, so mußte ich mir die ganze schöne lange Rede von meinen Deutschbrasilien, die in ihrer blonden Hünenhaftigkeit aus dem braunen Liliputanervolk herausragten wie Leuchttürme aus einer Austerbank, in mein geliebtes Deutsch übertragen lassen. Der geistvolle Mann sagte aber immer dasselbe. Er schrie nämlich nur: „Nieder mit Argentinien, Rache für die Schmach, vertilgt diese Feinde aus diesem heiligen Lande“ (er sagte wirklich „heiligen Lande“ zu der Bandel!) — kurz, der Schlusseffekt war: Die Rotte setzte sich unter wahren Höllenlärm in Be-

wegung, der aufgeregte junge Mann mit den Pocken-  
narben an der Spitze, eine Negermusik von acht Blech-  
pustern, patriotische Weisen in greulicher Disharmonie  
aus den Instrumenten lodend, folgte dem Löwen des  
Tages, und hinter ihm her wälzte sich die misera plebs,  
die göttliche Volksstimme. Da uns der Strudel um-  
brandete wie die Sturzsee den Meerfels, schlossen wir uns  
den freundlichen Leuten an und trabten durch die recht un-  
sauberen Straßen dem argentinischen Konsulate zu. Und  
hier ging es los! Wie auf ein Kommando knatterten die  
Revolver — hier hat jeder Ehrenmann ein frischgelade-  
nes Schieß Eisen in der geräumigen Patriotenhose ver-  
borgten — und mindestens 200 Kugeln durchlöcherten das  
Wappenschild und die Fenster des erhabenen Vertreters  
der argentinischen „Schwesterrepublik“. Eine weihevoll-  
e Fronleichnamstimmung, die dadurch erhöht wurde, daß  
mehrere Priester im Salar unter der Menge hezten!

Ich muß bekräftigen, daß die katholische Geistlichkeit  
hier ziemlich verachtet ist. Da man mir Kezer nicht glau-  
ben wird, führe ich als einwandfreien Zeugen den be-  
kannten Weltreisenden Hugo Zöllner an, der folgendes in  
seinem sehr klugen und sachlichen Buche über Brasilien  
schreibt: „Die katholische Geistlichkeit ist hierzulande ihrer  
allzu tief stehenden Moral wegen vollkommen aus den  
besseren Familien ausgeschlossen.“ Und dabei ist Bra-  
silien ganz in den Händen der Jesuiten, die hinter den po-  
litischen Kulissen die geschickten Drahtzieher sind.

Doch zurück zu unserer Rundgebung. Der rasende  
Pöbel ruhte nicht eher, als bis der Konsul die brasilische  
Flagge küßte! Und der zitternde Ehrenmann, den man  
aus dem Hause schleifte, tat es!

Ähnliche Szenen sollen sich in Rio de Janeiro und  
Bahia, sowie Sao Paulo und Pernambuco ereignet  
haben — die ganze Entrüstungskomödie war geschickt vor-  
bereitet vom 30. Breitengrad bis zum Äquator. Daß es  
abends dann einige Tote und Schwerverwundete bei der

andauernden patriotischen Schießerei gab, meldeten am nächsten Tage die Blätter.

Und wo war die Polizei? So wird der europäische Leser fragen. Die heilige Hermandad Brasiliens ist nicht so roh, so europäisch-rückständig, die heiligen patriotischen Wallungen der freien Republikaner zu stören . . .

Am Abend gab es dann das übliche Feuerwerk. Ohne prasselnde Raketen in Brasilien keine wahre Freude. Wer hier einen Antilärmverein gründen wollte, fände keine Mitglieder, denn für jeden sinnlosen Lärm schwärmt die Mischrasse hier wie das Langohr für die Disteln.

In meinem Tagebuche finde ich dann folgende Randglosse: „Ob ernste politische Verwicklungen aus dieser seltsamen Fronleichnamtsfeier entstehen, wage ich nicht zu prophezeien. Eine bekannte Sorte schlägt sich und verträgt sich. Daheim blühen die Rosen und der Weinstock setzt Trauben an — köstlicher Friede gaukelt in der wonnigen Wachau und im Reichsrat tanzen die Mäuse und feiern Hochzeit . . . oder vielleicht rasen auch dort gerade die Libuffasprossen, wie soll ich das hier, mehr denn 10 000 Kilometer entfernt, wissen? Aber denken werde ich noch oft an diesen Tag, der mir eine so drastische Probe politischer Sitten in der romanischen Musterrepublik Brasilien gab.“

## XI.

### Meine erste Krokodilsjagd

**W**ie aufregend das klingt: Krokodilsjagd! Und es war eine ganz einfache Sache. Im wasserreichen Guahyba bei Porto Alegre trifft man diese Bestien bei Hochwasserstand noch häufig an. Ein deutscher Nimrod, sonst seines Zeichens ehrsammer Zahnarzt, ist Spezialist in allen Krokodilsangelegen-

heiten. Hier nennt man das Scheusal auf portugiesisch Jacaré. Beißen tut es deshalb ebenso und darum knallt man den Räuber nieder.

Wir fuhren im Boot den Guahyba aufwärts zum jenseitigen, schilfumsäumten Ufer und lauerten. Eine Stunde des Wartens vertrieben wir uns mit Angeln; es biß aber nicht viel mehr an, als wie etwa in Europa auch bei so ungeübten Sonntagsanglern. Da ich in Europa noch nicht geangelt habe, weiß ich nicht, ob da überhaupt etwas anbeißt. Vom linken Ufer des Guahyba aber weiß ich es seit diesem Tage, daß nichts anbeißt.

Dann tranken wir aus Verzweiflung „Kaschaf“ (Kaschassa = Zuckerrohrschnaps), das Nationalgetränk der Brasilier, das ich ihnen neidlos gönne. Ein scheußlicher Fusel, der schon manchen braven Deutschen umgebracht hat. Darum nennt man die Irrenhäuser im lieben Brasilien tiefsinnig „Kaschaf' Ruh“ — da auch kein Krokodil kam, sangen wir zweistimmig das schöne Lied: „Glücklich ist, wer vergift, was doch nicht zu ändern ist!“ und gondelten eine Strecke im Schilf weiter.

Da ließ sich denn endlich nach mehr als einer Stunde, die mir wie die Ewigkeit schien, ein Jacaré sehen — den Kopf mit dem geöffneten Rachen aufwärts, die Augen geschlossen —, der Lümmel schlief in der Sonne.

Zwei Flinten knallten zweimal. Der Zahnarzt hatte einen Doppelläufer, ich auch. Er behauptete, seine beiden Kugeln waren es. Ich war schon etwas bescheidener und nahm nur eine für mich in Anspruch. Denn nachher stellte sich heraus, daß nur eine von den vielen Knallerbsen dem einsamen Träumer ins Gehege der Zähne gefahren war.

Unser Krokodil quittierte die Kugel vorschriftsmäßig. Noch einmal schnappte es, noch einmal schauten die Augen ins rosige Licht, dann ging es fauchend in die Tiefe. Ich dachte, auf Nimmerwiedersehen. Aber der erfahrene Zahnarzt lachte so überlegen, daß alle seine schönen Goldplomben im eigenen Munde sich prachtvoll zeigten.

Nach fünf Minuten tauchte der Hallunke aus dem Schlamm empor. Diesmal schwamm er auf dem Rücken. Also mausetot.

Der Zahnarzt schlug einen großen Widerhaken an einem Seil in die Bestie und wir ruderten durch das Schilf auf den Strand. Dann zogen wir mit vereinten Kräften, der Zahnarzt, der Bootsmann und ich, das Krokodil aus seinem feuchten Element an dem Seil auf den Strand. Ein Krokodil weniger im Guahyba!

Einen Meter und vierzig Zentimeter maß es vom Kopf bis zum Schwanz. Und vom Schwanz bis zum Kopf auch nicht mehr.

Also ein kleines Exemplar. Wem es nicht groß genug dünkt, der kann sich ja noch einen Meter dazu denken.

Der Zahnarzt behauptet noch immer, es war seine Kugel. Ich wette bis zum jüngsten Tage, daß ich das Krokodil durch den Rachen ins falsche Herz traf. Nicht aus Nimroderei, aber weil dieser Zahnarzt mir nicht das kleinste Krokodil gönnt, während doch in seinem Wohnzimmer dem armen Zahnleidenden schon fünfzehn Krokodilhäute entgegenstarrten!

Aber weil er auch die sechzehnte Haut für sein Wohnzimmer wollte, so durfte ich nicht getroffen haben . . .

Indem ich philosophisch über die Verschiedenheit der Sammelwut bei den Menschen nachdachte — der eine sammelt Briefmarken, der andere Tabakspfeifen, der dritte Porzellan, der vierte etwa Vogeleier oder Spazierstöcke, mein Zahnarzt aber mit Fanatismus nur Krokodilsleder — weidete mein neidischer Jagdgenosse „sein“ Krokodil schon aus.

Das hätte ich nun allerdings nicht so gut gekonnt. Da es außerdem scheußlich aussah und die Urubus, die schwarzen struppigen Nasgeier, schon herumschwirren — diese Geier müssen Augen und Witterung ungeahnter Art haben — legte ich mich ins Gras und schaute in den Äther. Gern hätte ich so einem Nasgeier eine Kugel in das häßliche Gefieder gesandt, aber diese nützlichen Tiere

vertreten hier die Sanitätspolizei und dürfen nicht geschossen werden. Nun tut man in Brasilien allerdings mit Vorliebe gerade das, was verboten ist — ähnliches ist auch in zivilisierten Ländern zu beobachten —, aber ich hatte Mitleid und ließ die hungrigen Lustpolizisten ruhig herumschwirren.

Eine ganze Stunde schuftete sich der Zahnarzt an dem Jacaré ab. Dann schmiß er die blutige Haut mit der Miene eines Triumphators ins Boot und wir ruderten nach Porto Alegre.

Er mit dem Cäsarenlächeln, ich mit der gekränkten Miene des Geprellten . . .

Wie unendlich gerne hätte ich das Krokodil als ledernen Zeugen meiner Schießkunst nach Europa mitgenommen, aber so ein Zahnarzt hat sich an die Leidensmienen seiner Mitmenschen so schnöde gewöhnt, daß ihn nichts mehr rührt — „nur rasender Ehrgeiz peitscht ihm die Seele“, wie Kleist sagt.

Raum waren wir eine Bootslänge vom Ufer entfernt, so stürzten sich die Nasgeier auf die Krokodilsreste, wie hier die Stellenjäger auf die fetten Bissen der Staatskrippe . . .

Neidlos sah ich auch das und ließ zur Strafe den Zahnarzt mitrudern, während ich mich behaglich sonnte. Aber innerlich schwur ich mir „mit heil'gem Eidschwur, den nur Gott gehört“, daß dieser marmorherzige Zahnarzt mir nie einen Zahn plombieren soll, so gewiß es noch stille Rache gibt, die man als bekömmliche Speise abwartend kalt genießen muß.

So endete meine erste und letzte Krokodilsjagd.

## XII.

### Santa Cruz



Die besten Frauen sind bekanntlich die, von denen am wenigsten gesprochen wird.

So geht es auch mit den deutschen Siedlungen in Südbrasilien.

Liebliches Santa Cruz, kernhaft deutsche Kolonie im Herzen des Staates Rio Grande do Sul, dir gebührt ein Ehrenplatz in meinen Erinnerungen!

Am einem prachtvollen Abend bestieg ich den Dampfer, der mich von Porto Allegro nach Margem bringen sollte. Die brasilischen Verkehrseinrichtungen sind noch recht klägliche. Dieser alte unsaubere Rahn brachte uns in fünfständiger Bummelfahrt nach Margem, wo wir bis 6 Uhr früh still lagen, da dann erst die Eisenbahn über Couto nach Santa Cruz abzugehen die Gnade hat.

Belgisches Großkapital heudet in denkbar brutalster Form ein Monopol aus, das vom Staate Rio Grande diesen Dividendenschnappern zu Brüssel für alle Eisenbahnbauten in echt brasilischer Schlamperei verliehen wurde. Wieviel politische Notabeln dabei profitierten, meldet kein Lied noch Heldenbuch, aber ohne Bestechung ist in dieser Mestizenrepublik nichts zu erreichen. Ein Yankee hat daher auch das drastische Wort in Umlauf gesetzt: Wie schön wäre Brasilien, wenn man die Brasilier an die Luft setzen könnte!

Denn andere Kerle sind die Yankees, als wie die Lufobrasilier — wehte hier das Sternenbanner, das Wunderland stände groß da im Räte der Völker!

Noch besser wäre es natürlich, die deutschen Fahnen könnten hier das Germanenblut schützen, aber bei der ewigen Angstmeierei der deutschen Diplomaten riskiert man eine Ohnmacht des reichsdeutschen Gesandten, wenn man einen solchen Rehergedanken nur leise flüstert . . .

Die Bahn nach Santa Cruz ist mit der üblichen

Kilometerbürgschaft des Staates gebaut. Um nun recht viele Kilometer herauszuschinden und dadurch den Zuschuß zu erhöhen, ist die Bahn in lauter Kurven und sinnlosen Schleifen angelegt. Das freie Feld, die Campanha, bietet einer schnurgeraden Linie nicht das geringste Hindernis — die Telegraphenstangen laufen denn auch in gleicher Front durch die Landschaft — aber der Profitgier der Aktionäre brauchte Kurven und Schleifen.

Eine traurige „Republik“, die nicht einmal das Verkehrswesen selbst verwalten kann.

Um 10 Uhr waren wir mit landesüblicher Verspätung (der Schaffner soll nach Ansicht ungeduldiger Globetrotters an jeder Station mindestens eine Klavierstunde geben können) endlich in Couto, einem elenden Nest von einigen Hütten, in denen Caboclos (brasilianisches Mischpaß schlimmster Sorte) faulenzend herumlungern. Couto ist „Knotenpunkt“ — das merkt man an den sinnigen Bewohnern. Hier mußten wir bis 2 Uhr, also vier geschlagene Stunden, warten, um dann im Zotteltrab nahezu zwei Stunden lang eine Fahrt zu machen, die in Europa höchstens 30 Minuten dauert!

Mein heiliger Zorn tobte sich in folgender Tagebuchnotiz aus:

„Wand'rer, weilst du in Brasilien  
Unter Neger und Reptilien,  
Wo die Kakadus und Affen  
Von den Urwaldbäumen gaffen,  
Wo Mulatten und Kreolen  
Stehlen, was nicht schon gestohlen —  
Ringe betend deine Hände!  
Und den Blick zum Himmel wende:  
Schenke mir in deiner Huld  
Hier vor allem nur — Geduld!  
Präg' dir ins Gehirn die Zeile:  
Niemand hat hier Fleiß und Eile —  
Time is money? Keine Spur!  
Hab' Geduld und warte nur . . .“

Mit dieser Philosophie habe ich denn auch die vier Stunden in Couto überstanden, trotzdem die freundlichen Moskitos auf meinem glühenden Antlitz frühstückten.

Desto schöner aber war es dafür in Santa Cruz. Nach den Märzstürmen des tollen Jahres 1848 haben deutsche Einwanderer diese prächtige Siedelung gegründet, und wahrlich: Echte germanische Idealisten müssen es gewesen sein, arbeitsfroh und unverdrossen, zäh und kernfest, die aus dem gewaltigen Urwald bis zur Serra hinauf blühende deutsche Siedelungen schufen!

So ein verwöhnter Kulturmensch, der schon verstimmt wird, wenn er nicht überall elektrische Bahn und Fernsprecher hat, macht sich ja keine Vorstellung, wie diese Einwanderer gelitten und gestritten haben. Damals waren die Bugres, die Indianer, noch wilde Streiter, die ihren Urwaldboden mit vergifteten Pfeilen verteidigten — heute kann man von Santa Cruz nach Porto Alegre sehr gesittete Telephongespräche führen . . .

Wo vor 60 Jahren noch die Klapperschlange und der schwarze Panther im Urwald Dickicht nach Beute lugten, wohnen heute in einem reizenden sauberen Städtchen mit entzückenden, immergrünen Gärten an 3000 deutsche Männer und Frauen, die manchen Kleinstädter daheim an Wissen, Lebensart und Deutschgesinnung arg beschämen könnten . . .

Bei einem herrlichen, feuchtfröhlichen Urgermanen, dem Dr. Heinz v. Ortenberg, weilte ich acht Tage als Gast. Und ich kann meinen Dank nicht besser abstaten, als daß ich hier unserer deutschnationalen Leserschaft verkünde: Germanische Gastfreundschaft im brasilianischen Urwald ist mir heilig geworden! Dr. Heinz v. Ortenberg hat als Oberarzt den Feldzug gegen die Hereros und Hottentotten in Deutsch-Südwestafrika mitgemacht. In einem frischen Buche, das fern aller Ruhmredigkeit schlicht und eindrucksvoll diese schwere Leidenszeit der

deutschen Reiter schildert, hat er seine Erinnerungen festgehalten \*).

In der entzückenden Häuslichkeit dieses deutschen Mannes — die schmucke Villa hinter dem Garten, in dem Palmen und Kakteen neben Rosen und Georginen grüßen, hat er nach seiner verehrungswürdigen Gattin Plänen und Wünschen lauschtig erbaut — verbrachte ich die anregendsten Stunden. Über Land und Leute in Brasilien habe ich da mehr gelernt als in all den Wochen vorher. Das herrlichste Wetter begünstigte meinen Aufenthalt.

Aus dem Südwestbuche möge das einfache Vorwort hier Platz finden — es erklärt den ganzen Mann:

„Wenn ich meine, eigentlich nur für private Zwecke niedergeschriebenen Tagebuchblätter aus Deutsch-Südwestafrika hiermit der Öffentlichkeit übergebe, so tue ich dies auf Aufforderung lieber Freunde, die in diesen Zeilen auch einiges Lehrreiche für die Allgemeinheit zu finden glaubten. Beim Auswählen der Blätter kam mir manch freudige, manch wehmütige Erinnerung an unvergeßlich schöne, aber auch trübe Stunden, die ich allein und gemeinsam mit lieben Menschen dort drüben in der „vielsegmentierten Sandwüste“, die uns allen so lieb geworden ist, verlebt habe. Manche von ihnen deckt schon der heiße afrikanische Sand. Den anderen rufe ich, sollten ihnen diese Blätter einmal zu Gesicht kommen, in alter „Orlogskameradschaft“ einen herzlichen Gruß zu, selbst im Begriff, in Südbrasilien mir eine neue Heimat zu gründen. Mich zieht's wieder hinaus in andere Welten.

Sollten diese Zeilen dazu beitragen, das Wohlwollen an unserer kolonialen Sache daheim, das wir so bitter nötig haben und da draußen leider so oft vermißten, zu wecken oder zu heben, so haben sie ihren Zweck erfüllt.“

In einem späteren Abschnitt will ich zu Nutz und

---

\*) Aus dem Tagebuch eines Arztes. Feldzugsstizzen aus Südwestafrika. Verlag von Schwetschke & Sohn, Berlin.

Frommen unserer Deutschen daheim getreu berichten, was ich hier aus berufenem Munde über Brasilien vernahm.

Gerade als ich in Santa Cruz war, wütete eine heftige Typhusepidemie, die recht bösartig austrat. Da hat denn der deutsche Arzt auf Wache gestanden, und leuchtenden Auges konnte Heinz v. Ortenberg sagen: Ich habe alle durch gebracht, die mich holen ließen!

Solche Pioniere braucht unsere Rasse in fernen Gauen. Dann merkt auch der Neider und Deutschfeind, was im germanischen Edelblut steckt!

### XIII.

#### Im Heuschreckenschwarm

**W**er Brasilien wirklich kennen lernen will, der muß durch dichten Urwald und über die Riesenflächen des Campo reiten. An herrlichen Wasserfällen und grotesken Felspartien ist das weite Land überreich, und wer einmal auf dem Heideland, dem Campo, die wilden Strauße sah, im Urwald die Brüllaffen konzertieren hörte, und die malerischen Flußufer der ungeheuren Wasserstraßen entlang fuhr, der bekommt erst den rechten Begriff von der unberührten Wildheit, der erstaunlichen Fruchtbarkeit und Entwicklungsfähigkeit dieses Europa an Größe fast erreichenden Riesenlandes. Aber auch Plagen gibt es. Wo viel Licht, fehlt nimmer der Schatten. Außer den Giftschlangen, die mit der fortschreitenden Urbarmachung immer mehr verschwinden, sind es namentlich die schlimmen Heuschrecken, die den Schmerz der Ansiedler bilden.

Wir ritten westlich der Lagoa dos Patos.

So ging es stundenlang über den unabsehbaren Campo, nur spärliche Ansiedlungen an den vielen Wasser-

stellen; Mais, Zuckerrohr und schwarze Bohnen auf den angebauten Flächen.

Da kamen die Heuschrecken!

Wie eine dunkle, gewaltige Wolke, die schier die Sonne verdunkelte, kroch und fleuchte es heran. Milliarden dieser Nimmersatte hüpfen und strichen über die kahlgefressenen Grasflächen. Aus Argentinien kamen sie mit dem aus Süden wehenden Steppenwinde und vernichteten auf ihrem Wege alles, was der Fleiß der Ansiedler geschaffen.

Die Sonne brach durch die Heermassen, und die Wolke leuchtete in wunderbaren Farbentönen. Millionen krochen und fraßen, Millionen surrten in den Lüften wie die Schiffchen einer Webermaschine. Der Lärm wuchs, die gigantische Wolke hatte uns erreicht.

Wir schlugen mit den Reitpeitschen um uns — unsere Mullen traten Tausende nieder; was half es? Wie der Hydra die Häupter verdoppelt wachsen, so schien sich dieser Heuschreckenschwarm im Wandern zu vermehren.

An einem Rancho hielten wir und saßen ab. Die Hühner stürzten wie wild unter die rastlos vorwärts drängende Masse und fraßen in heißer Eier. Hin und her wogte das Heuschreckenmeer, am Hals, im Gesicht, am Sombrero, am Poncho, überall saßen uns die greulichen langbeinigen Tiere, die wir kaum abschütteln konnten.

Wir warteten im Rancho bei dem üblichen Zuckerrohrschnaps und starrten mit dem unglücklichen Kampfbewohner auf den Niederfall der Insekten, die keinen Stengel am Mais, keinen Halm an der Grasnarbe ließen . . . ein schauriges Bild! Nach drei Stunden war die Heuschreckennot so ziemlich vorbei — nordöstlich wälzte sich mit der Windrichtung der Heereszug und denselben Abend werden wohl Millionen in der Lagoa ertrunken sein.

Glücklicherweise läßt die Heuschreckenplage in Südbrasilien im allgemeinen nach; der Ranchobesitzer erzählte

uns, daß seine Gegend hier oft jahrelang verschont geblieben sei.

Aber das war ein schwacher Trost im Augenblicke. Wir hörten später, daß die deutschen Kolonien im Norden von Rio Grande do Sul ziemlich gnädig davorkamen, die Hauptmasse wurde durch den Wind in die Lagoa getrieben. Bis Pelotas und Rio Grande sah man aber die Schreckensspur dieser Landgeißel, die noch manchen braven Ansiedler um den Preis seiner Mühlen bringen wird.

Noch ein anderer schwarzer Schwarm, der ebenfalls eine Geißel geworden, sucht Brasilien heim: die Jesuiten!

Sie haben hier eine dämonische Macht.

Da erscheint in Porto Alegre eine Zeitung: „Deutsches Volksblatt“ nennt sich dieses jesuitische Preßreptil, das jede deutsche und völkische Regung verhöhnt, sobald die „Interessen“ der reichsdeutschen Zentrumsparthei es erheischen! Dieses Romblatt soll hier einmal gebührend angenagelt werden. Die „Kölnische Volkszeitung“ ist die Nährmutter dieser Zeitung für Volksverblödung und jesuische Weltanschauung. Wie das deutsche Volk, der Kaiser, die Protestanten, der Reichstag in diesem Prachtblättchen angepöbelt werden, ist hier im Ausland doppelt widerlich und auch d o p p e l t g e f ä h r l i c h.

Leider hat das Blatt in der katholischen Landbevölkerung eine große Verbreitung. So saugen diese unwissenden Urwaldbewohner den Haß gegen das deutsche Kaiserreich aus den Spalten ihres traurigen Leibblattes, und wie die Heuschrecken die weite Ebene kahlfressen, so verwüsten diese römischen Tintenfulis die germanische Denkart und finden Glauben bei ihrer blinden Hammelherde.

Zwei andere Blätter, die „Deutsche Zeitung“ und die „Neue deutsche Zeitung“ (letzte leider manchmal sozialdemokratisch angehaucht), kämpfen gegen den Einfluß dieses römischen Pfaffenblattes.

Deutsche Lehrer braucht Brasilien. Nicht nur derbe Fäuste für die Ackerkrume, auch feine Köpfe, um geistig den Boden für die Deutschgesinnung vorzubereiten.

Hier könnte sich der Verein für das Deutschtum im Ausland ein herrliches Arbeitsfeld sichern. Auch der Alldeutsche Verband muß wach sein, es steht Gewaltiges auf dem Spiel! Die römische Heuschreckengefahr kann die deutschen Siedelungen in Südbrasilien sonst verwüsten! Lebt denn der Sturmgeist gegen Rom nicht mehr?

Da trutzgewaltig dröhnt's wie Sturmesglocken,  
Unglaublich schien es uns und sagenhaft —  
Durch jede deutsche Brust ging ein Frohlocken,  
Ein Hauch erwachte aus der alten Kraft!  
Es wankte schon der Finsterlinge Sturm,  
Der Lüge trat die Wahrheit stolz entgegen,  
Es schien, als wollte durch die Lande fegen,  
Gewaltig eines neuen Frühlings Sturm . . .

War es ein Traum . . . verweht schon und vergessen?  
Verlosch das Licht, an das wir stolz geglaubt?  
Erhebt schon wieder schamlos und vermessen  
Im deutschen Gau der Römergeist das Haupt?  
Gib acht, mein Deutschvolk, daß im wilden Strom  
Der Zeit dein Bestes nicht von dannen schwimme —  
Noch ist es Zeit — Kraft blieb noch deinem Grimme,  
Sei auf der Wacht und kämpfe gegen Rom!

#### XIV.

### Warnung vor dem Norden

**A**mmer wieder muß jeder, dem eine planvolle Entwicklung Brasiliens am Herzen liegt, die warnende Stimme erheben, damit kein Germanenblut im tropischen Nordbrasilien untergeht. Nördlich des Wendekreises kann der Deutsche nicht mehr körperlich schwer arbeiten, nur der Kaufmann und Ingenieur finden noch gute Lebensbedingungen. Für den deutschen Bauern und Arbeiter sind diese durchaus un-

gesunden Landstriche einfach der Tod. Das muß immer wieder gesagt werden, denn gewissenlose Werber, die sich „Kopfgeld“ ergaunern wollen, hezen die unwissenden Arbeiter in diese Gegenden.

Da will ich zu Nutz und Frommen meiner Landsleute einen Josef Richter sprechen lassen, der, von wilder Abenteuerlust erfüllt, nach Argentinien auswanderte, dort die ersehnten Kämpfe mit Indianern und Raubtieren natürlich nicht mehr fand und so das Opfer eines Agenten wurde, der den Phantasten für den Bahnbau in den Tropensümpfen Nordbrasilien anwarb. Was der Unglückliche erlebte, ist so ziemlich der Gipfel dessen, was eine Räubergeschichte ersinnen kann. Viele daheim werden denken: der Kerl schwindelt! Aber die Nachforschungen des Konsulats haben die volle Wahrheit seiner Aussagen bestätigt. Lassen wir Josef Richter, einen Deutschböhmen, in seiner etwas ungelenten, naiven Art, die nur um so erschütternder wirkt, selbst reden:

„Eines Tages promenierte ich mit meinem Freund durch den Paseo de Julio, um nach Arbeit Umschau zu halten. Bei einer Agentur fiel uns eine Tafel auf, an der mit mächtigen Buchstaben verkündet wurde, daß zweihundert Arbeiter für den Bahnbau Sao Paulo—Boa Esperança gesucht würden. Wir wußten wohl, wo Sao Paulo liegt, hatten aber keine Ahnung, wo Esperança sei. Ein großer Trupp Deutscher umstand die Tafel und hörte den Schilderungen eines Mannes zu, der den Leuten das Land in seinen schönsten Farben vor Augen führte. Wir gefellten uns dem Trupp bei und hörten auch mit an, was uns der Mann da in unserer Sprache vorschwindelte, doch entdeckten wir dieses erst, als es zu spät war.

Der Mann wußte uns schließlich alle zu überreden; binnen einer halben Stunde hatten sich fünfundzwanzig Deutsche gemeldet, und jeder hatte seine drei Pesos gezahlt. Am nächsten Morgen sollte die Reise losgehen. Schnell wurde noch das Fehlende zur Ausrüstung angeschafft, in der Hauptsache Waffen. Am nächsten

Morgen kamen wir an Bord des brasilianischen Dampfers „Javary“. Wir waren im ganzen 150 Mann, die die Reise antraten. Schon in den ersten Stunden, die wir an Bord waren, sank unsere Begeisterung für Brasilien um ein beträchtliches, da wir wie wilde Tiere behandelt wurden. Die Soldaten, die zu unserer Bewachung an Bord waren, suchten bei jeder Gelegenheit Streit mit uns anzufangen, um dann mit Waffen dreinschlagen zu können. Beschwerden beim Kapitän halfen nichts, das Essen war knapp und schlecht. Auf der Agentur wurde uns gesagt, daß das Schiff nach S. Paulo fahre. Wie schwer sahen wir uns da getäuscht, als das Schiff den La Plata hinauffuhr. Aber wir mußten geduldig sein und wie Schafe alles über uns ergehen lassen. In der Bucht von Ufucion blieben wir volle acht Tage liegen; während der Zeit verschwanden viele vom Schiff. Am achten Tage schrieben wir, die Angehörigen jeder Nation für sich, an ihre betreffenden Konsulate mit der Bitte, uns vom Schiff zu befreien. Raum hatte der Kapitän Kenntnis davon erhalten, so wurden wir an Bord der „Ladarina“, eines Schwesterschiffes der „Javary“, geschafft, und um 5 Uhr schon wurden die Anker gelichtet und weiter ging die Fahrt den Fluß hinauf. Nach weiteren sieben Tagen wurden wir plötzlich nachts 2 Uhr aus dem Schlafe geweckt, wir waren am Ziel, in Boa Esperança.

Das Land machte im ersten Moment auf uns alle einen unheimlichen Eindruck, wozu die zahlreichen Moskitoschwärme, die uns sofort in Empfang nahmen, vieles beitrugen. Als es Tag wurde, bekam jeder Kaffee und Brot; dann wurden wir sofort wieder eingeschifft. Nachts verließen wir den Hauptfluß und fuhren in einen kleinen Seitenarm hinein, hier konnten wir schon Anmassen von Krokodilen erblicken. Am dritten Tage erreichten wir Miranda, wo wir ausgeschifft wurden. Nun teilte uns der Ingenieur mit, daß wir noch 12 Leguas zu marschieren hätten. Waren wir auf dem Schiff schon den Unbilden der Witterung preisgegeben, denn es regnete drei Tage

lang und wir hatten keine Gelegenheit, unsere Kleider zu trocknen, so waren wir es hier erst recht.

Am dritten Tage erreichten wir endlich unser Ziel, wo wir sofort in Partien eingeteilt wurden. Wir 25 Deutsche bildeten für uns eine Partie und bekamen zum Ingenieur einen deutschfeindlichen Franzosen. Es wurden uns 1000 Meter Strecke angewiesen, und zwar der schlechteste Teil. Die eine Hälfte war ein tiefer Sumpf, die andere war dichter Urwald mit riesenhaften Baumstrünken. Wir machten uns sofort an die Arbeit. Schwer haben wir geschafft in der glühenden Hitze. Am achten Tage lagen schon zehn Mann von uns an Malariafieber darnieder; Arznei hatten wir nicht. Außerdem hatten wir schwer mit den verschiedensterlei Gefahren zu kämpfen. Nicht genug damit, daß wir bei jeder Schaufel Erde die Fieberdünste einatmen mußten, es waren da die Milliarden Moskitos, die uns das Leben sauer machten; Karabatten, ähnlich der Wanze, waren schlimmer, denn sie bohrten sich uns ins Fleisch, sobald man sich auf den Boden hinsetzte oder legte; da mußten wir zum Messer greifen und sie herauschneiden; und noch greulichere Tiere gab es, das waren die Riesenspinnen. In der Größe von zehn Zoll marschierten sie um uns herum; sobald wir einer zu nahe kamen, spreizte sie die vier Vorderfüße und stellte sich uns entgegen. Mit dem Revolver im Gürtel mußten wir arbeiten, denn auch Panther besuchten uns. Wenn die große Schlange, von den Schwarzen Sucury-schlange genannt, aus dem Gebüsch hervorkam, dann rückten wir aber aus, um sie aus der Ferne zu beschießen. Die Klapperschlange war ja auch sehr gefährlich, aber nicht so zahlreich.

Nachdem wir sechs Wochen gearbeitet hatten, waren wir bloß noch zwölf Mann. Die anderen lagen eingebettet in heißer Erde mit all ihren Wünschen und Hoffnungen, über die Hälfte unserer Genossen hatten wir verloren. Zehn von uns waren dem Malariafieber erlegen, einer starb an Schlangenbiß und zwei an Hitzschlag.

Als der Oberingenieur kam, erklärten wir Deutsche ihm, daß wir aufhören wollten zu arbeiten, und drangen auf Zahlung. „Geld gibt es keines, erst müßt ihr drei Monate arbeiten, dann bekommt ihr einen Monat ausbezahlt,“ erklärte er uns kategorisch. Wir zwölf Deutsche beschloßen deshalb, das Geld, das wir verdient hatten, im Stich zu lassen und der Gegend den Rücken zu kehren. Bares Geld hatte keiner von uns. Dann packten wir unsere Sachen und sprachen ein letztes Gebet am Grabe unserer Kameraden, die hier fern von der Heimat unter dem Kreuz des Südens in heißer Erde gebettet lagen, unbeweint und unbetrauert, darunter darunter vier Familienväter, von denen einer sechs kleine Kinder in der alten Heimat hat.

Am nächsten Morgen zogen wir von dannen, dem Süden zu. Zwei Tage marschierten wir auf der Vikade weiter, wo später der Schienenstrang laufen sollte. Am dritten Tage kamen wir im Nebel ab. Wir wußten, wenn wir die Vikade entlang gingen, daß wir da nach Boa Esperança kommen mußten. Aber plötzlich sahen wir uns zu unserem Schrecken im tiefsten Urwald. Wir konnten nicht mehr vor- noch rückwärts. Wir waren in einer schlimmen Lage, verirrt zwischen Sumpf und Urwald. Das will was heißen. Mit dem Fäschinenmesser mußten wir uns erst einen Weg bahnen. Der Bordermann hatte es am schlechtesten, da es manchmal von Schlangen wimmelte. Vier Mann fielen diesen greulichen Tieren zum Opfer: zwei wurden gebissen von Klapperschlangen, deren Gift sofort tödlich wirkte, die anderen zwei überraschte der Tod in der Hängematte. Am zwölften Tage unserer Herfahrt wurde unser Bordermann von einem schwarzen Panther vor unseren Augen in Stücke zerrissen.

Nun stieg unsere Verzweiflung aufs höchste, bloß noch sieben Mann, und uns konnte derselbe Tod erwarten. Das einzige, was wir hatten, war Fleisch, das hatten wir in Massen. Aber die fürchterlichen Sümpfe, in die wir nun kamen! Tagelang sind wir im Wasser fortgewatet,

welches uns oft bis an die Kehle reichte. Krokodile sorgten dafür, daß wir auch mit der nötigen Schnelligkeit vorwärts kamen. Manchmal wimmelte alles um uns herum, da half kein Schießen mehr. An einem Tage büßten wir zwei Gefährten ein, sie fielen den Krokodilen zur Beute. Zwei Mann versanken im Sumpf, um nicht wieder hervorkommen; wir anderen mußten Zuschauer sein, ohne ihnen helfen zu können. Wir haben geflucht und gebetet zu gleicher Zeit.

Nach endlosen Gefahren erreichten wir endlich, drei Mann stark, Boa Esperança. Meine zwei letzten Kameraden gingen in Asuncion ins Hospital, da auch sie den Keim des Todes in sich trugen; auch für mich war kein Bleiben, mich zog's zur Küste. Ein deutscher Arzt gab mir ein Medikament zur Linderung meiner Schmerzen, dann trat ich zu Fuß die beschwerliche Reise nach Corrientes an. Endlich langte ich in Pilar an, wo ich das Glück hatte, auf einem Dampfer aufgenommen zu werden, der nach Buenos Aires fuhr. Hier war ich endlich geborgen. Freude konnte ich aber keine haben, denn ich war der einzige von dem Viertelhundert Deutscher, der die Hauptstadt Argentiniens wiedersah, krank, in defekten Kleidern und aller Mittel bar.

Wer hätte geahnt, daß ich allein zurückkehrte von all den jungen, kräftigen Menschen, die mit hinzogen in das fieberschwangere fremde Land, voller Hoffnungen und Wünsche, die sich nicht erfüllten."

Welche erschütternde Tragik in diesen Worten steckt, kann der Deutsche hier in Brasilien ganz ermessen, denn fast täglich hört man von jungen Abenteurern, die es magisch nach dem tropischen Norden zieht, wo ihrer der sichere Tod harret.

Nur die drei Südstaaten: Parana, dessen gesundes Hochland klimatisch herrlich genannt werden muß, das schöne Santa Catharina und der entwickeltste aller brasilianischen Staaten, das zukunftsreiche Rio Grande do Sul kommen für den deutschen Einwanderer in Betracht!

Hier sind aber auch die Bedingungen so gut, wie wohl sonst nirgends mehr in jungen Kolonialländern. Hier findet der Germane Tausende von Landsleuten in den Städten und auf den Siedelungen des Urwaldes und des Campo. In Romantik fehlt es auch hier nicht und der Freiheitsdrang, der nun einmal im deutschen Blut so unausrottbar wallt, kann sich hier austoben. Ermuntern zur Auswanderung will ich gewiß nicht, wie ich schon früher betonte. Aber wir müssen mit dem Wandertrieb des Deutschvolkes als mit einer gegebenen Tatsache rechnen. Dann ist es besser, wir lenken unsere europamüden Volksgenossen nach Südbrasilien, als wie nach Dollarika, wo sie als Yankee-Guano verkommen. Hier in Südbrasilien lebt das Germanentum kraftvoll fort und wird nach menschlichem Ermessen nie mehr untergehen. Also wenn schon ausgewandert werden muß, dann nur nach Parana, Santa Catharina oder Rio Grande do Sul. Hier sind Klima und Land dem Deutschen zuträglich und sichern ihm Gesundheit und Fortkommen. Aber Hände weg von Nordbrasilien!

## XV.

### Sonnwendnacht

An Bord der „Florianopolis“ im Atlantischen Ozean, südlich des Aequators.

Sonnwendnacht auf tropischer Meerflut!  
 Magisch kämpft im Gewölk das Mondlicht,  
 Silberne Lichter umspielen die Wogen,  
 Wie von Demanten flimmert die Flut . . .  
 Weißgraue Wolken wallen im Äther  
 Und das herrliche Kreuz des Südens  
 Flammt als Fanal aus dem Heer der Gestirne . . .  
 Fern, doch hell in prangender Schöne  
 Glänzen Orion und die Plejaden  
 Wie ein Gruß aus der nordischen Heimat —  
 Lau aus Südost der linde Passatwind

Aber die sprühenden Wellen fächelt  
 Und die fliegenden flinken Fische  
 Schnellen und schwingen sich flüchtig vorbei;  
 Backbord kündet ein sprühender Strahl,  
 Daß ein jagender Wal dort auftaucht,  
 Von dem Heck bis zum ragenden Bugspriet  
 Tanzen die tändelnden, täuschenden Lichter,  
 Sankt Elmsfeuer nennt sie der Seemann:  
 Wie sie am Mast so huschen und flimmern,  
 Wie sie dem Irrlicht gleich flackern ums Tauwerk . . .  
 An der Reeling lehne ich träumend —  
 Jeko brennen die Sonnwendfeuer  
 Auf den heimischen ragenden Bergen,  
 Und das juchzende Jungvolk springt dort  
 Über den prasselnden, lodernnden Holzstoß! —  
 Sehrend breite ich aus die Arme,  
 Und der zwingende Zauber der Heimat  
 Trägt aus den Tropen mich heim zu den Höhen,  
 Wo die deutschen Laute erschallen,  
 Sonnwendlieder in Sonnwendnacht! —  
 Heimatserde, Heimatgefühl!  
 Der nur kann die Sehnsucht ergründen  
 Nach germanischen Lauten und Leuten,  
 Der so fern auf der tropischen Meerflut  
 Seine Sonnwend einsam muß feiern . . .  
 Deutsche Heimat, mir glühen im Herzen  
 Heilige Sonnwendfeuer der Liebe:  
 Blühe, du Land der wehrhaften Männer,  
 Land der Kraft und des Freiheitsdranges,  
 Edelvolk, das sich nimmer verdrängen,  
 Nimmer zurück läßt ins Nichts mehr schleudern!  
 Sei du der Hammer im Räte der Völker,  
 Nimmermehr werde zum duldbenden Amboss;  
 Schwinge mit Siegfriedlachen den Balmung,  
 Aufwärts zur Höhe strebe, mein Deutschvolk!  
 Dir sei die Macht und dir sei die Größe,  
 Dir sei das Glück und der sieghafte Ruhm!  
 Ferne im Weltmeer faltet die Hände  
 Dir zum Gebete ein Ehrgeizstarker,  
 Der dich, Heimat, herrlich will sehen,  
 Ragend wie Roland aus allen hervor . . .  
 Volk eines Goethe, Volk eines Luther,  
 Bismarckvolk — dir werde die Welt!  
 Und es sprühen am Bug die Wasser,  
 Und es murmeln mir rings die Wellen;  
 Was ich erhoffe, wird sich erfüllen —,

Sonnwendnacht auf tropischer Meerflut,  
Züngelnde Flammen an Mast und Bugspriet:  
Deutsche Heimat, mir glühen im Herzen  
Heilige Sonnwendfeuer der Liebe —  
Und ich danke dir, Allvater Wodan,  
Daß ich germanischem Blute entsproß!

## XVI.

### Ein Reitervolk

**I**m idyllischen Staate Rio Grande do Sul reitet alles, Männlein wie Weiblein, Kinder und Greise — die Deutschen sind hier ein Reitervolk geworden. Die Stadt Santa Cruz namentlich hat ein reiches Hinterland. Das ganze Munizip — wie hier die Kreise oder Bezirke heißen — ist etwa so groß wie das deutsche Fürstentum Schaumburg-Lippe und zählt gegen 15 000 Bewohner, von denen mindestens 12 000 Deutsche oder im Lande geborene Nachkommen eingewanderter Germanen sind, denn hier ist der Schweizer, der Österreicher, selbst der Holländer und Skandinavier eben nur der Germane und lernt die deutsche Sprache! Ohne Kenntniß der deutschen Sprache kommen selbst die pechkohlrabenschwärzesten Neger in Sant Cruz' Umgebung auf den deutschen Siedelungen nicht durch, und so konnte ich es erleben, daß ein Vollblutnigger mir ernsthaft sagte: „Wir Deutsche müße zusammenhalte!“ Na, ich danke . . .

Dr. Heinz v. Ortenberg, der treffliche deutsche Arzt, bei dem ich so schöne Tage verlebte, hat mich in vielen anregenden Gesprächen über alles Wissenswerte belehrt. Ihm verdanke ich mehr als den dicksten Büchern über Brasilien. Der wackere brave Germane liebt gleich mir die Musik, das deutsche Volkslied. Seine feinsinnige Gattin hat uns die Abende treulich Gesellschaft geleistet.

Auf die Frage: Ob sich die germanische Rasse in

Südbrasilien halten wird? antwortete Heinz v. Ortenberg mit einem kräftigen Ja, denn der Überschuss der Geburten über die Sterbefälle beträgt gut 50 v. H.

Wie hat mich dieses Ja erfreut. Denn „Ja“ hört man hier seltsamerweise fast nie. Die deutschen Bauern sagen hier immer „Doch“ statt „Ja“, eine ganz merkwürdige Erscheinung. Sehr klagte mir mein Doktor über die elende Kurpfuscherei in Brasilien. Bei der völligen Gewerbebefreiheit — die nur in der Theorie ein Ideal ist, in der Praxis aber etwas ganz Albernnes — kann hier jeder Kerl einfach Arzt werden. Die licenciado medico kostet nur 300 Milreis (etwa 400 M.) und nun wird der brasilische Eisenbart auf die entsetzte Menschheit losgelassen. Mancher verbummelte Ellenreiter kommt aus der Stadt auf die Dörfer, denn

„Die Sorge, wie man Nahrung findet,  
Ist häufig nicht so unbegründet —“

und siehe da: Ein neuer Jünger Aeskulaps, der einen Bandwurm nicht vom Blutegel unterscheiden kann, beglückt das stille Tal! Von so einem „Curandero“ erzählte mir Dr. v. Ortenberg eine tolle Geschichte. Zu einem Magenkranken, der sich vor Schmerzen krümmt, kommt der gelehrte Curandero und konstatiert eine — Schlange im Leib!

Nun gibt es in Brasilien sehr große, sehr schöne und sehr giftige Schlangen — in Montenegro (denn auch in Brasilien ist ein Munizip der schwarzen Berge, wo aber keine Hammel gestohlen werden, sondern nur deutsche Bauern Reis und Mais pflanzen) habe ich im Wald beim Morgenritt eine giftige Tararaca aufgescheucht, die mein Begleiter sofort niederknallte, sie war über einen Meter lang. Also wer eine solche Bestie im Magen haben soll, ist nicht zu beneiden. Der Curandero „besprach“ deshalb die infame Magenschlange, er machte bei Vollmond sehr geistreiche Beschwörungen und nahm für jeden Besuch fünf Milreis. Als aber nach dem zehnten

Besuch die Schlange immer noch nicht aus dem Magen heraustranzeln wollte, da entschied sich der Curandero für einen Lindwurm! Als neuer St. Georg wollte er diesen besagten Lindwurm mit Massage töten. Aber der Kranke pfiff dem Wundermann was, schmiß ihn aus der Hütte und ging zu einem wirklichen Arzt. Der hat ihm dann das muntere Bandwurmtier — denn ein solches war es — in 40 Minuten gründlich und billig abgetrieben.

Noch andere Wize machen diese Kurpfuscher im Urwald. Kommt da so ein kranker, alter Caboclo (Mischling von Indianer und Portugiesen, die alten Waldbewohner) zum Rancho des Medizinsmannes. Der sitzt fein versteckt hinter einem schmierigen Vorhang und die Frau des Curandero empfängt den Caboclo mit der Ausrede, ihr Gatte wäre leider nicht daheim, er solle nur ihr fein ganzes Leiden ausführlich schildern. Der arme Caboclo erzählt nun haarklein von all seinen Gebrechen. Der Medizinsmann hinter dem Vorhang hört aufmerksam zu, schleicht leise zur Hintertür hinaus, besteigt seine Mule und reitet im Bogen um seinen halb verfallenen Rancho herum, als ob er aus dem Wald käme. Die teure Gattin ruft den Ehrenmann an, er steigt ab, fühlt dem angst-erfüllten Manne den Puls und — sagt ihm nun alle Leiden, die er angeblich hat. Der Caboclo sinkt fast in die Knie vor all der Weisheit und zahlt zehn Milreis für ein Mittel, das sofort helfen soll!

Von der lusobrasiliischen Rasse hält Dr. Ortenberg herzlich wenig. Tuberkulose und Lues dezimieren dieses Mischblut. Bildungsfähig im europäischen Sinne sind nur Vereinzelte, und so kommt einmal die Stunde, in der die Lusobrasilier abdanken und stärkeren Rassen den Platz räumen müssen. Für Brasiliens Entwicklung wird diese Stunde eine wahre, echte Glücksstunde sein, denn aus diesem klimatisch so herrlichen Lande ist noch viel herauszuholen!

Was wir sonst von den politischen Verhältnissen plauderten, will ich lieber verschweigen, denn ich möchte

dem trefflichen Manne, der natürlich auch Feinde und Neider hat, keine Angelegenheiten bereiten.

Von faulen Zahlern erzählte er noch höchst drollige Geschichten, wie sich im Urwald ganz Gerissene um die Berappung drücken. Es gilt eben überall Meister Busch' tiefsinnige Weisheit:

„Ach, reines Glück genießt doch nie,  
Wer zahlen soll und weiß nicht, wie?“

Unvergeßliche Stunden waren es, die nur zu schnell vergingen. Was habe ich in diesen herrlichen acht Tagen gesehen, gelernt, erfahren! Die prächtige Süellandschaft erinnert an Thürinaen, wenn man sich statt der Palmen und Kakteen Fichten und Buchen denkt . . .

Wie oft noch wirst du vor meinem geistiaen Auge zauberhaft auferstehen, gastliches Heim eines fernechten Germanen, den ich aufrichtig verehere!

## XVII.

### Diamanten

**A**ls ich noch ein kleiner Nußknacker war und das Gymnasium besuchte, las ich eine wundervolle Räubergeschichte aus Brasilien, in der auf jeder Seite Krokodile erschossen, schwarze Panther mit dem Messer im Zweikampf abgemurkst und wilde Indianer im Handgemenge erschlagen wurden. Diese herrliche Lügenhistorie verfolgte mich damals Tag und Nacht und namentlich das ideale Kapitel, in dem der Held Hans Frei — ich weiß den Namen noch — einen Haufen Diamanten im Flußsand fand und als Millionär nach Hause dampfte, imponierte mir gewaltig. Fest hatte ich mir vorgenommen, auch so ein prächtiger Diamantensfinder und reizender Millionär zu werden.

Nun war ich fast sechs Monate in Brasilien und habe allerdings beinahe ein Krokodil ermeuchelt — nur der diabolische Zahnarzt von Porto Alegre entriß mir die gigantische Beute, weil er getroffen haben wollte — aber ich habe keinen schwarzen Panther ins bessere Jenseits befördert, auch keinen Indianer in die Jagdgründe der Geister gesandt und ebensowenig die geschätzten Diamanten und mit ihnen die scharmante Million gefunden.

Aber es gibt doch noch Glückspilze.

Von einem außerordentlichen Diamantenfund erzählte mir Dr. v. Ortenberg:

Ein gewisser José Jeronymo in Abbadia dos Douros, Munizip Uberaba, Staat Minas Geraes, besuhr mit seiner Canoa zur Nachtzeit den Ribeirao Dourados, als er durch einen im Bette des kleinen Flüsschens leuchtenden Glanz aufmerksam wurde. Zunächst wußte er sich die Erscheinung nicht zu erklären, faßte schließlich jedoch Mut, sprang in den Fluß und tauchte nach der Stelle unter, von der der sonderbare Glanz ausging. Hier fand er einen glänzenden Stein, den er später auch Bekannten zeigte. Es war nach seiner Aussage ein außergewöhnlich großer und schöner Diamant von 350 Karat Gewicht. Der glückliche Finder brachte den kostbaren Stein nach S. Pedro de Uberabinha, wo der Diamantenhändler ihn gegen Ausstellung eines Garantiescheines von 500 Contos de Reis in Verwahrung nahm.

500 Conto de Reis sind aber über 600 000 Reichsmark! Und die Geschichte hat den Vorzug, beinahe wahr zu sein, während sonst mit solchen Dingen hier fabelhafter Schwindel getrieben wird. Zwar wog der Stein in Wirklichkeit nur 150 Karat. Und der Juwelier gab ihm auch nur 100 Conto, aber das sind immer noch weit über 100 000 Mark.

Mineralogisch ist Brasilien ein Wunderland. Schon 1723 fanden die Jesuiten — und was finden diese schwarzen Herren nicht? — Gold, Smaragde und Diamanten in Massen. Sie überschwemmtten Lissabon der-

artig mit Edelsteinen, daß der Preis rapid sank und die schönsten Brillanten für ein Butterbrot an den Mann oder an die Frau gebracht werden mußten. Die portugiesische Regierung erließ die kuriosesten Gesetze, um den braven Jesuiten ein besseres Geschäft zu erleichtern, aber es half wenig. Schließlich verbot man sogar die Einfuhr neuer Steine.

Der schönste Stein, den die lieblich-listige Liga Loyolas fand, war der berühmte „Estrella do Sul“, der Stern des Südens. 255 Karat wog er ungeschliffen. Man fand ihn im heute noch ergiebigen Staate Minas Geraes. Für 5000 Millionen Franken Edelsteine sollen von 1723 bis 1900 in Brasilien gefunden worden sein. Und so was kommt nie an unsereinen . . .

Topase, Turmaline, Berylle und Granaten bringt Bahia auf den Weltmarkt. Achat und Onyx kommen aus Rio Grande do Sul. Vielleicht finde ich doch noch so was ähnliches — wenn nur das Rücken nicht so lästig wäre . . . Die größte Zukunft aber haben die Eisenerze, die hier in erstaunlichen Lagern klar zutage treten. Namentlich Parana ist da gesegnet, und der Kanonenkönig Krupp hat schon Millionenwerte angelegt, die sich natürlich mit netten Zinsen herausholen lassen. Salpeter ist allerdings nicht so reichlich vorhanden, wie man anfangs hoffte, da ist Chile Trumpf. Aber Steinkohle, Graphit, Amiant und Glimmer sind vielfach angetroffen worden. Doch bei den mangelnden Eisenbahnen und den teuren Transportkosten lohnt Abbau nicht immer.

Englisches Kapital und Nankeegold sichern sich heute die reichsten Minen. Deutsche Ingenieure entdeckten sie, John Bull und Bruder Jonathan kaufen sie.

Das deutsche Kapital kommt meistens um eine Nasenlänge zu spät. Es fehlt noch der feste Wagemut, das schnelle Erfassen der Situation.

Unter den Bergwerksingenieuren, die ich in Curitiba kennen lernte, war auch ein munterer Schlesier, der bei Antonina mächtige Eisenminen entdeckte. Ich ritt mit

ihm durch den Pinienwald zu der Fundstelle. Das Erz tritt im Gestein klar zutage — möge mein Schlesier die Million verdienen, die ich als Quintaner erträumte! — Aber auch ich fand etwas Köstliches. Mein Schlesier hatte Hebbels Gedichte mit in den Urwald genommen. Da blätterte ich im Zelt, müde vom langen Ritt, im Buche und fand folgende wundervolle Strophen, die gewiß wenige kennen:

Auf den Dom zu Sankt Stephan in Wien.

Altehrwürd'ges Symbol der wahren Einheit und Eintracht,  
Welch ein gewaltiges Bild stellst du mir hin vor den Geist!  
Mehr erhebt es mich fast, dich werden zu seh'n in Gedanken,  
Als mich, gesättigten Blicks deiner Vollendung zu freu'n.  
Welch ein harmonisches Leben! Welch fröhlicher Austausch  
der Kräfte!

Und von Geschlecht zu Geschlecht schlingt sich das heilige Band.  
Raum entfaltet der Meister, des Genius irdischer Herold,  
Fromm und begeistert den Plan, als sich auch alles ihm beugt:  
Nicht das Handwerk bloß, das nur durchs Dienen sich adelt,  
Auch die stolzere Kunst horcht nur auf seinen Befehl.  
Einer greift zur Kelle, der andere zum Meißel, und freudig  
Fängt nun jeglicher an, was er nicht endigen soll.  
Wer als kräftiger Jüngling die luft'gen Gerüste erklimmen,  
Steigt erst herunter als Greis, doch es ersetzt ihn sein Sohn,  
Diesen wieder sein Enkel, und als nun endlich der letzte  
Für die Spitze des Turmes windet den schimmernden Kranz,  
Siehe, da kann er die Blumen auf dessen Grabe schon pflücken,  
Welcher den Grundstein einst, gläubig vertrauend, gelegt!  
Aber nun stehst du auch da, ein Fels von menschlichen Händen,  
Und verkündest der Welt, wie man das Dauernde schafft!

Dieser Edelstein Hebbelscher Dichtkunst ist auch ein Fund, für den ich Brasilien dankbar bin.

## An der Barre von Rio Grande

**W**as eine „Barre“ für die Seefahrt bedeutet, weiß ich seit den qualvollen Tagen, an denen wir in Rio Granda (im äußersten Süden Brasiliens, nicht mehr weit von Montevideo und Buenos Aires) vor der infamen Sandbank lagen, über die alle Fluten der Lagoa dos Patos in den Atlantik strömen und wir des niedrigen Wasserstandes wegen nicht auslaufen konnten. Diese Barre ist durch die ungeheuren Sandmengen entstanden, die der Guahyba mit seinen vielen Nebenflüssen in die Lagoa sendet; das bei Nordostwind aus der Lagoa gepeitschte Wasser läßt nur eine so feichte Fahrrinne zurück, daß alle Dampfer mit größerem Tiefgang sich unfehlbar im Sand festfahren. Da heißt es denn geduldig warten, bis der Wind gütigst nach Südwest oder Süd umspringt und die salzigen Wogen wieder in die Lagoa zurücktreibt, so daß man über die tückischen Sandbänke rutschen kann, ohne sich festzufahren, was leider häufig geschieht.

Seit achtundvierzig Stunden warten wir mit der in Brasilien landesüblichen paciencia auf günstigen Wind. Mit uns vier andere Dampfer. Nun ist eine französische Aktiengesellschaft seit Jahren von der brasilischen Regierung beauftragt, durch Molenbauten und Baggermaschinen die Barre zu beseitigen. An hundert Millionen Franken haben die lebenswürdigen Causeure vom Seinestrand schon geschluckt, weitere hundert Millionen werden folgen, aber fahrbar ist die Barre nicht! Und wird sie auch nicht — wenn die Aktionäre nur Geld schnappen . . . Das ist typisch für Brasilien: Bei solchen Millionenaufträgen schluckt jeder Politiker, Beamte und Agent munter mit, so kleine „Panamaskandälchen“ regen hier niemand mehr auf. Die stolze Republica dos Estados Unidos do Brazil scheint Geld wie Heu zu haben, und

die frechste Korruption gehört einfach als historischer Faktor in das Kontobuch der lateinischen Republiken. 48 Stunden in Rio Grande — eine wahre Folterbank der Langeweile! Rechts wunderschöner Sand, links prachtvoller Sand, im Hintergrund wundervolle Gegend und noch schönerer Sand. In der Wüste Sahara kann es nicht mehr Sand geben. Rio Grande ist in des Wortes verwegenster Bedeutung auf Sand gebaut, denn wenn bei Torres die Lagoa durch einen Kanal den Ozean direkt mit Porto Alegre verbindet — und das muß fraglos bald kommen — dann laufen nur noch die großen Ratten durch die öden Gassen der Sandstadt . . .

Es gibt in Brasilien nur zwei Städte, die nach europäischen Begriffen schön sind: Rio de Janeiro, ein wahres Paradies, wenn es nicht so unheimlich heiß wäre, und Sao Paulo auf dem gesunden Hochland. Dafür gibt es viele Städte, die wirklich schauderhaft häßlich sind. Die Siegespalme der trostlosesten Ode gebührt Rio Grande. So schön und zukunftsfröh die Provinz Rio Grande do Sul ist, ebenso ledern und aussichtslos ist die Hafenstadt gleichen Namens. Schmierige, zerlumpte Neger und ebenso reizende Mischlinge lungern auf den verwahrlosten Gassen, und ein Pflaster hat die traute Stadt — wenn ich Zar aller Reußen wäre, der Bürgermeister dieser Metropole des gelben Sandes und des Stumpfsinns käme flink und kostenfrei nach Sibirien . . .

Auch ein Denkmal und einen Park gibt es. Aus der Sandbüchse lugen ängstlich einige schwindstüchtige Palmen, deren Wedel jetzt in der kühleren Jahreszeit kazenjämmerlich herunterbaumeln; das Denkmal stellt einen in beiden Hemisphären gleich unbekanntem brasilianischen General dar, der mit offenem Munde — im Leben einst wahrscheinlich mit offenen Taschen gesegnet — einen furchtbaren Sabul schwingt und sonst wie ein tragischer Held von Emanuel Strieses Musterschmiere ausschaut. Zwei Löwen bewachen den Göttlichen. Der eine Leu hat entschieden heftige Leibscherzen und steht im negativen

Profil dem tschechischen Edelvolf sehr nahe, während die andere Raze eine Prise Schnupftabak genommen zu haben scheint und gerade vor einem entsetzlichen Nieskrampf steht. Der geniale Künstler dieses einzigartigen Monumentalwerkes ist ein Vollblutbrasilier aus lusitanischer Rasse. Auch er hätte Gelegenheit, nach Sibirien ohne langes Bitten zu kommen, wenn ich besagter Selbstherrscher aller Moskowiter wäre.

Warten macht boshaft. Vielleicht war ich ungerecht gegen die seltsame Stadt. Wenn ich damals die Gewißheit gehabt hätte, daß ich binnen 24 Stunden abdampfen könnte, wäre ich edel genug gewesen, den Ort aus sicherer Entfernung für herrlich zu erklären . . .

Auch hier wohnen wackere deutsche Pioniere des Welthandels, meistens Hamburger und Bremer „Jungens“, die treu zusammenhalten und die führende Rolle im Handel einnehmen. Beneidenswert sind sie wahrlich nicht . . .

## XIX.

### Allerlei vom Handel



An der Spitze der landwirtschaftlichen Erzeugnisse Brasiliens stehen neun Produkte: Kaffee, Gummi, Tabak, Baumwolle, Matete, Kakao, Zucker, Häute und Felle.

Die jährliche Kaffee-Ernte Brasiliens stellt sich auf durchschnittlich 17 Millionen Sack, den Sack zu 60 Kilogramm gerechnet, während alle übrigen Kaffeeländer der Welt zusammen kaum mehr als drei Millionen Sack ausführen. Die brasilische Abteilung der Brüsseler Weltausstellung hat mit der Sage von der Minderwertigkeit des brasilischen Kaffees aufgeräumt, dem Publikum ist

vor Augen geführt, daß das, was die Gewinnsucht der Händler unter falschen und erdichteten Namen auf den Markt bringt, tatsächlich fast durchwegs brasilischer Kaffee ist.

Die Kaffeeausfuhr betrug im Jahre 1912 rund 950 Mill. Kilogr. im Werte von fast 943 Millionen Mark!

Neben dem Kaffee steht der Gummi im Vordergrund der Produktion und des Wirtschaftslebens. Bekanntlich kommt der beste Gummi aus den beiden Staaten des Amazonentales und seines ungeheuren Stromgebietes, aus den Staaten Pará und Amazonas. Der dort gewonnene Gummi ist im Handel unter dem Namen Pará-Fine bekannt. Derselbe wird in den aus Gummibäumen bestehenden Urwäldern in Form eines Saftes gewonnen, „eingedickt“ und über Manaos, respektive Pará direkt nach Europa verschifft. Die Exportfirmen in den beiden Nordstaaten Pará und Amazonas, ebenso wie die an dem Kautschuktransport beteiligten Dampfer sind fast durchwegs deutscher Nationalität, trotzdem geht merkwürdigerweise fast die ganze Kautschukproduktion Brasiliens nach London!

Die alte Sache: der englische Zwischenhändler macht den Weltmarktpreis!

Der brasilische Tabak ist in Deutschland unter dem Namen Sao Felix Bahia-Tabak bekannt und bildet als solcher das Rückgrat des gesamten deutschen Tabakhandels. Weniger bekannt aber dürfte es sein, daß nicht nur der Staat Bahia, sondern fast ganz Brasilien Tabak produziert. Der Tabak, der nach Europa gelangt, kommt meist in rohem Zustande an. Auch die meisten Zigarrenfabriken Brasiliens liegen in deutschen Händen. An der Spitze des Tabakhandels steht die deutsche Firma Pood in Rio Grande und Bahia und Dannemann, gleichfalls in Bahia.

Entsprechend den riesigen Ländergebieten, in denen der Tabak angebaut wird, ist auch die zur Ausfuhr

kommende Quantität heute schon ziemlich bedeutend. Sie betrug 1909 rund 90 Millionen Kilogramm im Werte von rund 30 Millionen Mark. Fast die gesamte Produktion wird als Rohtabak ausgeführt.

Auch die österreichische Tabakregie kauft brasilische Tabakblätter mit Vorliebe auf.

Die besten Baumwollsorten der Welt stammen aus See-Island, Upeland und Youmel; alle drei Sorten sind in Brasilien mit Erfolg angepflanzt worden und gedeihen dort vorzüglich. Vorläufig wird die Baumwollproduktion aber noch zum allergrößten Teil von der inländischen Industrie verbraucht. Der Baumwollerport betrug 1909 nur rund 10 Millionen Kilogramm im Werte von rund 15 Millionen M. Dagegen wird der interne Konsum Brasiliens bereits auf rund 50 Millionen Pfund geschätzt. Die Baumwolle wird in Brasilien vom äußersten Norden bis zum äußersten Süden gepflanzt und verarbeitet.

Die smarten Yankee's möchten namentlich deshalb Brasilien „kapern“, um den lästigen Baumwollkonkurrenten unschädlich zu machen.

Auch in bezug auf die Kakaoproduktion nimmt Brasilien eine dominierende Stellung auf dem Weltmarkt ein. Der aus Zentralamerika stammende Kakaobaum findet in diesem Lande so glänzende Fortpflanzungsbedingungen, daß er in mehreren Nordstaaten wild gedeiht. In Kultur liefert er im Süden Bahias, neuerdings aber auch im Küstengebiet Sao Paulos die reichsten und qualitativ wertvollsten Erträge.

Der mit Unrecht als Paraguaytee bekannt gewordene Mate ist ein weiteres Produkt, das in Brasiliens Handelsbilanz schon heute eine hochbedeutsame Rolle spielt und in absehbarer Zeit zu noch größerer Bedeutung gelangen wird. Der vom Matebaum gewonnene Blättertee, den die hervorragendsten Autoritäten in seinen Wirkungen auf den menschlichen Organismus weit über die asiatischen Teesorten stellen, da er anregend, aber nicht auf-

regend wirkt und infolge seines Gehaltes an Nährstoffen kräftigend statt gleich jenen zehrend wirkt, ist schon heute das Nationalgetränk der meisten Bevölkerungsschichten Südamerikas und scheint berufen, in absehbarer Zeit eine gleiche Rolle in der Wirtschaft Europas zu spielen. Sein Hauptproduktionsgebiet ist der Staat Paraná. Die Mateausfuhr, die sich zurzeit noch in der Hauptsache nach Argentinien, Uruguay und Chile richtet, belief sich schon 1906 auf 57 Millionen Kilogramm im Werte von 27 000 Contos Papier. Die Ausfuhrsteigerung betrug in den letzten 25 Jahren an 300 Prozent.

Neben diesen Produkten kann aber auch die Zuckerproduktion Brasiliens unter Umständen von großer wirtschaftlicher Bedeutung für das Land werden; denn das Klima Brasiliens ist für die Kultur des Zuckerrohres außerordentlich günstig, und wenn die Vereinigten Staaten von Brasilien den Rohrzucker bisher nur wenig ausführten, so geschah es deshalb, weil der Rübenzucker ihm durch seinen billigen Preis, nicht aber durch seine Güte, den Rang streitig machte. Nach dem letzten amtlichen statistischen Ausweis betrug der Import Brasiliens im Jahre 1909 37 111 748 Pfund Sterling, der Export 63 724 440 Pfund Sterlina. Es gibt dies einen Überschuß von 26 612 692 Pfund Sterling, also an 500 Millionen Mark. Wie die Verhältnisse liegen, läßt sich für Brasilien eine ähnliche wirtschaftliche Entwicklung erhoffen, wie sie die Vereinigten Staaten von Nordamerika aufzuweisen haben, und die Yankee haben dies auch richtig erkannt und suchen mit allen Mitteln in Brasilien wirtschaftlich festen Fuß zu fassen.

Mein Tagebuch schließt denn auch diese Zeilen mit der Randglosse:

Also, Michel, halte die Ohren steif und lasse dir Brasilien nicht kaufmännisch vor der Nase wegschnappen, behaupte dich endlich einmal in diesem reichen Zukunftsland als zielbewußter Mitbewerber und nicht als Hans der Träumer, der überall zu spät kommt!

## Joinville

**W**ie Sparta und Athen kämpfen Joinville und Blumenau um die deutsche Hegemonie im Staate Santa Catharina. Joinville ist als Stadtplatz größer, als Munizip ist Blumenau bevölkerter und an Flächeninhalt weit geräumiger. Beide Orte sind überwiegend deutsch, haben gesunden Nachwuchs und können der Zukunft getrost entgegensehen. Ich habe in beiden Orten den Bewohnern in vielen Fragen sorgsam den Puls gefühlt, ich habe viele Stimmen oft und ausführlich gehört, aber von Tag zu Tag neigte sich die Schale mehr zugunsten von Blumenau! Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen! . . .

In Joinville ist der Durchschnitt lange nicht so deutschbewußt im völkischen Sinne als in Blumenau. Dort am Itajahy sprechen fast alle Kinder auf der Straße untereinander beim Spielen nur deutsch, in Joinville habe ich viel Portugiesisch von deutschen Kindern gehört. Das liegt an den Eltern. Gewiß sollen die Kinder portugiesisch lernen, das müssen sie sogar, aber unter sich sollen Deutsche deutsch sprechen, wie es in Blumenau geschieht.

Die „Kompromiß- und Utilitätsmenschen“, sie sind im Ausland der Tod jeder nationalen Mannhaftigkeit. Wie kläglich schlapp die Deutschen in Joinville in dem viel besprochenen Falle Kullak handelten, ist in ganz Brasilien bekannt. Kullak hatte als tapferer Deutscher den korrumpierten Behörden ordentlich die Zähne gezeigt und in einem Streitfalle mit der Bahngesellschaft (internationale Dividendenschnapper unter englisch-französischer Führung) einfach auf seinen Grund und Boden die widerrechtlich gelegten Schienen in die Luft gesprengt. In dem Rechtsstreit hat Kullak dann die Parteilichkeit und Bestechlichkeit der lusobrasilischen Behörden in mutigen Flugblättern gehörig an den Pranger gestellt. Daß

er dann natürlich verdonnert wurde, bedarf in der freien Republik mit ihrer herrlichen Rechtspflege keiner Erwähnung. Angeekelt trat Kullak eine Europareise an, und als er heimkehrte, überfiel ihn der Pöbel, durch den famosen Hezer Bastos, den Telegraphendirektor von Joinville, aufgestachelt, und zwang den Wehrlosen, die brasilische Flagge zu küssen. Die Deutschen in Joinville sind 80 vom Hundert der Bevölkerung und lassen diese Schmach geschehen! So etwas wäre in Blumenau ganz unmöglich. Dort wagten die Lufobrasilier solchen feigen Überfall gar nicht, sie wüßten genau die Folgen...

Blumenau ist ein Fels germanischer Mannhaftigkeit. In Joinville „operiert man taktisch“, wie man in der Diplomatensprache zu sagen pflegt. Aber deshalb gibt es auch in Joinville prächtige Deutsche, echt, treu und wahr. Nur, wie gesagt, der Durchschnitt scheint mir in Blumenau deutschbewußter zu sein. Daß es ganz treffliche Deutsche auch in Joinville gibt, betone ich nochmals.

Eine freudige Entdeckung namentlich macht man auch in Joinville: die deutschen Mütter sind wie überall in Brasilien so auch in diesem schönen Tal die Träger des überzeugten Rassegefühls! Eine deutsche Mutter war es, die bei Erwähnung des Falles Kullak mir flammenden Auges sagte: „Ich hätte als Mann diesen Pöbel schon in die Flucht schlagen wollen, denn diese gelben Schreier sind ja so feig! Sehen sie mutige Gegner, dann kriechen sie ins Mauselloch!“ Aber in Joinville sah Senhor Bastos keine mutigen Gegner. Wie man einen solchen frechen Hezer als Telegraphendirektor dulden konnte — 80 von hundert Germanen gegen 20 von hundert Caboclos —, das beweist die realpolitische Unreise erschöpfend.

Und eine andere, sehr kluge Frau war es — sie hat acht Kinder und ist längst Großmutter, aber eine herrliche Feuerseele — die mir im Laufe eines Gespräches über die Sprachenfrage folgendes sagte: „Wenn meine Jungens in meiner Gegenwart portugiesisch radebrechen, so kriegen

sie einfach Ohrfeigen! Gewiß sollen sie die portugiesische Sprache in der Schule lernen und im Beruf, wenn es nötig ist, anwenden, aber in meiner Gegenwart und in meinen vier Wänden wird nur deutsch gesprochen. Wir Deutsche haben hier die höhere Kultur und sind Träger einer unsterblichen Weltsprache. Wir nützen Brasilien nur, wenn wir uns unsere deutschen Ideale erhalten!"

Diese goldenen Worte der edlen Großmutter in Joinville sollten in jedem Germanenheim Brasiliens in großen Lettern an der Wand prangen. Die Deutschen im Staate Santa Catharina könnten längst eine leitende politische Stellung einnehmen, wenn die unselige Itio in partes, diese Hadersucht und widerwärtige Eifersüchtelei nicht wäre. Man könnte fast an der Weltmission des Germanentums verzweifeln, von der uns Geibel so begeistert gesungen, wenn man überall auf dieses schier unausrottbare Übel stößt. Ich hoffe alles von der nationalen Erziehung der kommenden Geschlechter.

Und da muß ich ein helles Loblied anstimmen auf die deutsche Schule und die deutsche Lutherkirche in Südbrasilien. Selbst der jedem Dogma abholde Freigeist muß anerkennen, daß die protestantischen Geistlichen in Rio Grande und Santa Catharina die besten Vertreter germanischer Weltanschauung sind. Männer, wie der Schulrektor Strohtmann (früher in Blumenau, jetzt in Santa Cruz) und der Pfarrer Nummelthey in Blumenau tun mehr für deutsche Art, als es hundert Kaufleute mit ihrem Geldsack könnten. Aber auch unter den Geschäftsleuten gibt es prächtige Menschen: die Familie Hering aus Sachsen ist wie Siebenbürger Edelschlag, da ist alle lusobrasilische List vergebens. An die nackensteifen Siebenbürger Sachsen dachte ich oft hier unter dem südlichen Kreuz, wo die nationalen Gegensätze sicher einst zu denselben Kämpfen führen müssen wie im Madjarenlande, denn dieselbe anmaßende Herrschsucht steckt in der minderwertigen Mischlingsrotte unter dem Wende-

Freise wie in Madjarien; freche Knechtung aller fremden Nationen hier wie dort, nur daß die Luso-Brasilier noch weniger staatenbildende Kraft zeigen als die Paprikaritter.

Eingewandert sind sie in Brasilien alle, Portugiesen wie Deutsche, Italiener wie Yankee. Daß die Luso-Brasilier infolge ihrer Kreuzung mit Negern und Indianern eine böse Mischlingsrasse darstellen, bedauern die mit europäischer Bildung Ausgestatteten unter ihnen am meisten, man liest da oft kluge Selbstanlagen von erschütternder Wahrheit über die schlimmen Rassesünden der Väter. Denn es gibt unter den Luso-Brasiliern keine Köpfe, die es empfinden, daß die Blutverschlechterung ihrer Rassegenossen das Haupthindernis der Entwicklung Brasiliens ist.

In Joinville wird man über meine Offenherzigkeiten tief entrüstet sein. Denn Blumenau loben und Joinville tadeln ist so ungefähr der Chimborasso falscher politischer Schriftstellerei in den Augen der Betroffenen, umgekehrt fänden sie es dagegen sehr vernünftig . . . Lieblich und malerisch liegt auch Joinville, von Boa Vista ist ein prächtiger Blick weit bis zum Atlantischen Ozean. Auch der mächtige Wasserfall, der heute mit seiner Kraft das Städtchen elektrisch beleuchtet, ist romantisch gelegen. Die Deutschen haben hier eine gut entwickelte Industrie ins Leben gerufen, wirtschaftlich schreitet Joinville, das dem Schwager des ehemaligen Kaisers Pedro seinen Namen verdankt, gut vorwärts — möge die Deutschgesinnung auch gleichen Schritt damit halten.

Und noch eine Randglosse: Glühende Republikaner wandeln sich in Brasilien zu sehr überzeugten Anhängern der konstitutionellen Monarchie — die erbliche Verantwortlichkeit ist doch noch besser als die unverantwortliche Erblichkeit republikanischer Krippenfresserei. Theorie und Praxis — alter Goethe, dein grüner Lebensbaum blüht frischer im Lande monarchischer Pflichterfüllung als in der grauen Theorie republikanischer Lotterwirtschaft — ja, wenn alle Menschen Engel wären, aber so . . .

## Urwaldritt

**Z**ufrisch der Sonntagmorgen. Drei muntere Rumpane — tres faciunt collegium — ritten wir in den tausendjährigen Urwald hinein auf schmalem Pikadenpfad. Helios sendet trotz des brasilischen „Winters“ seine Glutenpfeile recht unbarmherzig herab — im Juli, dem „kalten Wintermond“, sind immer noch 24° C im Schatten. Da es in der Nacht einen gehörigen Tropenguß mit Gewitter gegeben, spiegelt sich Frau Sonne in unzähligen Pfützen des Pikadenweges. Klitsch — klatsch! trabt meine braune, kleine Mule durch die Wassertümpel Brasiliens munter dahin. Die siegende Kraft des Lichtes wird die Pfützen schon austrocknen, die Regierung tut es ja doch nicht. Doch sei zur Ehre Blumenaus gesagt, daß ich nirgends in Brasilien so verhältnismäßig gutgehaltene Straßen fand wie in dieser deutschen Musterkolonie. Kreuz und quer scheinen diese Pikaden in den gewaltigen Urwald gehauen zu sein, und doch ist System in der Sache; diese wackeren germanischen Pioniere haben uns den Ritt erleichtert, denn ohne diese Pfade kämen wir nicht drei Schritte weit. „Unha de gato“ (Kazentralle) nennt der Caboclo die Dornbüsche, die tückisch nach dem kühnen Reiter langen, der in ihr Revier will, und mancher kann seufzend klagen:

„Nur eine letzte Hose zeugt von entchwund'ner Pracht,  
Auch diese, schon geflickte, kann reißen über Nacht . . .“

Auf den „Deutschländer“ (wie der Teutrobrasilier den Bruder aus Europa nennt) macht der Urwald einen ganz anderen Eindruck, als die Phantasie daheim wohl annimmt. Ein „Wald“ in unserem Sinne ist es gar nicht. Ein Gewirr von Bäumen, Gestrüpp, Schlingpflanzen, Dornbüschen und Gräsern. Lianen und Zipos umschlingen die moosbehangenen Urwaldriesen, wie eine schier undurchsichtige grüne Wand starrt dir dieser seltsame

Wald entgegen! Ohne die geschlagenen Pikaden bist du machtlos. Nur mit dem großen scharfen Haumesser, dem Facao, das jeder Kolonist besitzen muß, könntest du abseits des Wegs eindringen!

Wenn wir „am stillen Herd zur Winterszeit, wenn Berg und Halde eingeschneit“ Julnacht feiern, ist der brasilische Urwald am schönsten. Denn dann ist hier Hochsommer, und Bäume und Sträucher sind mit Millionen der herrlichsten Blüten bedeckt, die einen schier betäubenden Duft ausströmen. Daß die schönsten und seltensten Orchideen der Welt aus dem brasilischen Urwald stammen, weiß jeder Botaniker.

Wenn ich schon die Flora dieses Urwaldes nicht erschöpfend schildern kann, so weiß ich von der Fauna nur so viel zu melden, daß es kribbelt und krabbelt, wimmelt und schwirrt!

Wie ferner Hammerschlag tönt es — wie kommt denn eine Schmiede hierher? Der „Ferreiro“ ist es, der dieses hämmernde Geräusch hervorruft, ein großer Waldvogel, weiß mit grünem Kopf, der südamerikanische Specht. Dort, wo der Wald am dichtesten, hocken die Brüllaffen. Du hörst ihr Gekeife, aber siehst sie kaum. Flink wie Eichhazn springen sie herum, etwa wie eine ewig aufgeregte Rotte von wilden tschechischen Parlamentariern — ohne damit etwas Böses andeuten zu wollen . . .

Da plötzlich macht das sanfte Maultier einen gewaltigen Satz, so daß die geehrte Reiternase beinahe einen melancholischen Baumstumpf küßt, der zersplittert aufragt. Die gute Mule ist auf eine mächtige dicke Jararaca getreten, eine jeder gefährlichen Giftschlangen, die leider heute noch den Kolonisten das Leben recht sauer machen, wenn die fortschreitende Kultur die Schlangen auch einst verdrängen wird. Hoch bäumt sich die vom Huf Berührte und stellt sich mit zischender Zunge zum Angriff — ein trefflicherer Schuß aus dem Revolver meines Begleiters und diese giftige Urwalddame ist nicht mehr!

So ging es mir bei Montenegro im Staate Rio Grande do Sul.

Ihr seht, liebe Volksgenossen am sichereren Stammisch daheim, daß so ein Urwaldritt seine Mucken haben kann . . .

Auch Rieseneidechsen gibt es, Lagaitas, oft über einen Meter lang, die eine fabelhafte Gewandtheit in der Benützung des schwierigen Geländes bekunden. Scheußliche Viecher sind die langhaarigen Vogelspinnen, die armen kleinen, herzig schönen Kolibris nachstellen sollen, wie der Volksmund sagt. Jedenfalls sind diese faustgroßen Scheusäle ebenso widerlich, wie der Kolibri reizend und schön in seiner Liliputgestalt ist. In allen Zweigen kreischen die grünen Papageien, die im Norden am Amazonenstrom so häufig sind wie in einer deutschen Dorf-gasse die Spazzen. Das endlose Geschrei dieser Grünlinge des Urwaldes kann den Geduldigsten rasend machen. Das zähe, harte Fleisch wird von den Caboclos gern gegessen.

Hoch oben horstet der Urubu, der Aasgeier, und wittert auf Beute. Fabelhaften Geruchssinn müssen diese in Brasilien überall heimischen Luftbestien haben, denn kaum fällt auf dem Kamp ein Rind, so hocken und hocken auch schon Geier auf dem Kadaver. Prachtvoll sind die Schmetterlinge, namentlich der blaue Atlasfalter ist ein häufiger schöner Gast des Urwaldes.

Und doch: tausendmal schöner, poetischer und zauber-voller ist unser deutscher lieber Wald!

„Geheimnisvolle dunkle Schatten,  
Im Moos die bunten Beeren glüh'n,  
Und von den quelldurchrauschten Matten  
Grüßt dich der Birke junges Grün!“

Sehnend breite ich die Arme: Deutsche Eichen, Sinnbilder unserer Stammesart, Linden, Buchen und Föhren, für euch gebe ich alle Urwälder dieses kuriosen Planeten freudig dahin!

Stundenlang, ja, tagelang kann man durch diese

Waldmauer in Brasilien reiten, überall harret die fruchtbare jungfräuliche Erde der Menschen, denn Natur ohne Kultur ist reizlos und öde auf die Dauer.

Die Ritte auf den unendlich weiten Kampfläichen sind entschieden eindrucksvoller. In leichten Hügelfetten, von Flüssen und Uferbüschen unterbrochen, erstreckt sich die im Winde meerartig wogende Grasfläche auf Hunderte von Kilometern. Wir sind im Staate Parana einen ganzen Tag auf dem Kamp geritten und hätten noch acht Tage bis zur Serra do Mar, dem ragenden Küstengebirge, gebraucht!

Meine schönsten Ritte und Rasttage waren hier im deutschen Südbrasilien. Dankbar halte ich in treuem Erinnern all die lieben Menschen und die gewaltigen Eindrücke fest, die mir das jungfrohe Land bot, und ehrliche Bewunderung nötigen mir die stillen, zähen Kampfnaturen ab, die den Urwald roden und brennen, kommenden Geschlechtern zu Nutz und Frommen.

Ruhmlose Helden . . .

## XXII.

### Blumenau

**V**on keiner deutschen Siedelung Brasiliens ist mir der Abschied so schwer geworden wie von Blumenau! Bei der Fülle der Eindrücke läuft man Gefahr, in der Aufwallung des Augenblicks den jeweiligen Ort für den besten zu halten. Liebe Menschen und herrliche Landschaftsbilder nehmen Herz und Sinne so gefangen, daß man leicht überschwenglich wird. Aber Blumenau ist doch die schönste Perle in dem Diadem deutscher Wohnstätten Brasiliens.

Im Staate Rio Grande do Sul ist das Deutschtum

zahlreicher, aber in Santa Catharina ist es reifer. Hier spielt der Germane eine führende politische Rolle. Es ist kein Zufall, daß gerade in Blumenau die rührigsten Geister zu finden sind. Die Macht der deutschen Presse ist es, die auch hier in der Urwaldzone Wunder am germanischen Geiste wirken kann. Wenn mir je die Nützlichkeit einer stramm nationalen Zeitung ad oculos demonstriert wurde, so war es in Blumenau! Die meisten in deutscher Sprache geschriebenen Zeitungen Brasiliens sind farblos. Entweder regierungsfremd vom berühmten „Utilitätsstandpunkt“ aus (diese Utilität ist der schlimmste Gesinnungsmörder im Ausland!), oder ein verwirrter Abklatsch aller Meinungen, um frei nach Goethe manchem etwas zu bringen, wenn man möglichst vieles bringt.

Gewiß ist die deutsche Zeitung in Porto Alegre ein sehr geschickt geleitetes, gut unterrichtetes Blatt; der Schriftleiter Arno Philipp ein feingebildeter Sachse, ein prächtiger Mann. Aber führend und Richtung gebend ist doch kein Blatt in Rio Grande. Der wackere „Urwaldsbote“ in Blumenau ist es aber. Nationale Vereine daheim sollten diese frisch und mutig geschriebene Zeitung aus dem Urwald halten und verbreiten zur eigenen Herzstärkung!

Es liegt mir ganz fern, in diesen stets unter unmitttelbaren Eindrücken niedergeschriebenen Reisebriefen etwa Personenkultus treiben zu wollen. Die heilige Sache unseres Deutschvolkes ist mir alles, die Verhimmelung einzelner Auslandsdeutscher ist nicht mein Fall. Aber wenn herzhafte Männer mit Einsatz ihres Lebens und ihrer Existenz eine ganze Kolonie aus dem Schlandrian reißen, wenn zwei Feuerköpfe Tausende von Bauernfäusten wie eine geschlossene Phalanx hinter sich haben, dann Hut ab vor diesen Männern der Tat!

Eugen Fouquet und Artur Roehler sind solche Männer. Daß Blumenau heute die urbs germanissima Brasiliens ist, danken wir nur dem „Urwaldboten“. Wie begeistern die lusobrasilischen Fremdenhasser und mit ihnen

in edlem Wettstreit die deutschen Renegaten diese zwei Führer im Kampf ums reine Deutschtum! In Süd-  
basilien ist es ganz wie in Böhmen: Die Regierung stützt mit allen Kräften eine kulturell minderwertige Rasse und kämpft mit Hilfe Roms das Germanentum nieder; versucht es wenigstens, aber es gelingt nicht. Der lutherische Pfarrer ist hier wie dort Vorkämpfer echter Deutsch-  
gesinnung, und ein merkwürdiger Treppenwitz der Welt-  
geschichte hat einen aus Böhmen ausgewiesenen Los von Rom-Pastor gerade nach Blumenau geworfen, wo er Römlinge und Renegaten noch weit erfolgreicher bekämpfen kann. Pastor M u m m e l t h e y wird heute noch in Königsberg im Egerland und in Aussig als furchtloser Kampfgenosse wider Rom in ehrendem Gedächtnis gehalten werden, davon bin ich überzeugt. Wie oft habe ich hier unter dem südlichen Kreuz mit dem feurigen Manne Zwiesprach gehalten und wie häufig begegneten wir uns in der Ansicht: Genau wie in Böhmen kämpft auch in Brasilien der Deutsche um die Scholle, um seine Wesensart und Geistesfreiheit!

Und solch herrlicher Kampf ist wahrhaft der Vater aller Dinge. Der Auslandsdeutsche, der ohne Ideale dahindämmert, ist ein schlimmer Schädling am Germanenblut. In den deutschen Bauernseelen den Sinn für deutsche Ideale geweckt zu haben, das ist ein unvergängliches Verdienst der furchtlosen Männer am Itajahy, die sich offen als Alldeutsche im großen Sinne des schöngeprägten Wortes bekennen! Keine Fraktionstyrannie kleinlicher Art, großzuaige Siedlungspolitik für die Zukunft germanischer Rasse treiben diese Wadern.

Wenn keine Zufuhr frischen deutschen Blutes nach Rio Grande kommt, so geht das Deutschtum dort schweren Kämpfen entgegen. Es fehlt an Führern, die deutschtreue Urwaldbauern emporzüchten. In Blumenau aber lebt ein so trutzfrischer Sturmgeist, daß ich froh behaupte: Hier stirbt das Germanentum nie mehr aus!

Über die Einwohnerzahl des Munizips gehen die Meinungen auseinander. Man ist auf Schätzung angewiesen. Jedenfalls weiß der treffliche Verwalter dieses großen Kreises, der in Blumenau geborene Superintendent Schrader, am besten Bescheid. Dem verehrten Manne, der in seiner schwierigen Stellung so gut deutsch zu handeln versteht, verdanke ich folgende Zahlen: Auf dem etwa 10 000 Quadratkilometer großen Komplex, von dem bis jetzt kaum ein Drittel bewohnt ist, schätzt Schrader die Bevölkerung auf rund 50 000 Seelen. Davon sind mindestens 35 000 Deutsche mit ihren im Lande geborenen Nachkommen (Reichsdeutsche, Österreicher, Holländer, Schweizer und Deutschrussen von der Wolga). Sie alle verkehren nur in der deutschen Sprache miteinander. Selbst die 6000 Italiener, die in mehreren Kolonien des Munizips geschlossen angesiedelt sind, lernen deutsch, um wirtschaftlich besser vorwärts zu kommen. Slawische Volksplitter werden vom Deutschtum aufgesaugt.

Das portugiesische Idiom ist allerdings die Amtssprache der Behörden, aber nur wie eine falsche Etikette auf einer Weinflasche: Nicht vom Tajo stammt der Inhalt trotz portugiesischer Aufschrift, vom Rhein und der Mosel, von Donau und Elbe sind diese Edeltropfen . . .

Daß ich mit meiner Ansicht über Blumenau nicht allein stehe, beweisen folgende Zeilen von Ernst von Hesse-Wartegg, dem bekannten Weltreisenden, über seine Eindrücke in Blumenau:

Der deutsche Reisende kommt mit großen Erwartungen nach diesem Mittelpunkt brasilischen Deutschtums. Eine Eisenbahn nach Blumenau gibt es noch nicht. Man kann nur vom nächsten Seehafen Itajahy auf kleinen Dampfbooten den gleichnamigen Fluß aufwärts dorthin benutzen, oder von der nächsten Eisenbahnstation Jaragua, im Norden des Staates, in anderthalb Tagereisen über die Berge zu Pferde oder im Reisewagen nach Blumenau gelangen. Diesen Weg wählte auch ich. Das Land ist von großer Schönheit und Fruchtbarkeit, die Ansied-

lungen mehren sich, je näher man Blumenau kommt. Seine Vorstadt Altona ist ein liebliches Bild urdeutschen Wesens, das man eher in Thüringen als in Südbrasilien suchen würde, und gespannt fährt man weiter der Hauptstadt zu. Von einer Anhöhe grüßt eine große Kirche, an die sich ein ausgedehntes Klostergebäude schließt; zu beiden Seiten der ungepflasterten, aber gut erhaltenen Landstraße erscheinen nette Geschäftshäuser, manche darunter sogar mit zwei Stockwerken. An der Brücke, die über die tief eingeschnittene Mündung eines Nebenflusses in den Itajahy führt, erhebt sich ein stattliches Hotel, und jenseits zeigen sich dichtere Häusergruppen, überragt von schlanken, hochstrebenden Palmenreihen. Das dürfte endlich Blumenau sein. Und ist man dort einige Häuser weit gefahren, dann führt die Straße wieder ins offene Feld, Blumenau liegt hinter uns!

Der erste Eindruck ist also sicher der einer gelinden Enttäuschung. Die meisten Besucher erwarten eine Art südbrasilisches Chicago und finden nur ein bescheidenes Thüringer Städtchen, das sich aus dorfartigen Anfängen allmählich entwickelt, und dem die kennzeichnenden Eigenschaften einer Stadt überhaupt fehlen. Selbst die einer amerikanischen Präriestadt, denn dort gibt es ein regelmäßiges Straßennetz, Seitenwege für Fußgänger, Wasserleitung, Plätze, hervorragende öffentliche Bauten. Blumenau ist ja von seinem Begründer wahrscheinlich als Stadt gar nicht gedacht worden, sondern nur als Mittelpunkt einer Kolonie, ja es ist ein solcher bis auf die Gegenwart geblieben, und seine Bedeutung, Größe, wirtschaftliche Kraft liegt nicht in dem heutigen Städtchen allein, sondern ebenso sehr draußen auf dem Lande, hundert Kilometer im Umkreis.

Man bedenke nur, was es irgend einer Kolonialmacht Europas gewöhnlich kostet, um in einem jungfräulichen Urwaldgebiet jenseits des Weltmeeres eine Kolonie von der Ausdehnung des Großherzogtums Hessen anzulegen, dort 50 000 Weiße anzusiedeln und zu einem behaglichen,

zufriedenen Dasein zu bringen! Dazu gehören Flotten-  
expeditionen, Bataillone kolonialer Truppen, blutige  
Kämpfe mit den Wilden, ein Heer von Beamten, In-  
genieuren, Landmesser und vor allem ungezählte Millionen  
Geld. Man sehe sich doch nur in der Tropenwelt um,  
lese die Geschichte kolonialer Gründungen: wo sonst noch  
auf Erden gibt es eine Kolonie wie Blumenau, die von  
einer Handvoll armer Auswanderer ohne irgend welche  
nennenswerte Hilfsmittel, nur aus eigener Kraft, mit  
eisernem Willen, zäher Ausdauer und Opferfreudigkeit zu  
Blüte und Wohlstand geführt worden wäre? Der Staat,  
in dem sie liegt, hat dafür nichts weiter ausgegeben, als  
ungefähr 6 Millionen Mark, verteilt auf 60 Jahre, und  
diese Summe ist allein schon aus den Beträgen für die  
Landverkäufe längst wieder eingebracht, ja der Staat hat  
aus den Steuererträgen ein Vielfaches dieser Summe be-  
reits rein gewonnen. Wir stimmen mit Hesse-Wartegg  
ganz überein: Ordnung herrscht, Wohlfahrt und Besittung.

Alles Erforderliche haben die Kolonisten selbst getan.  
Sie haben durch den tropischen Urwald hunderte Kilo-  
meter Wege geschaffen, ihre Häuser sozusagen aus dem  
Boden gestampft, den Dschungel in ertragreiche Pflan-  
zungen, fruchtbare Felder verwandelt, Vieh und Geflügel  
im Wert von vielen Millionen großgezogen, für ihre  
Familien behagliche Heimstätten gegründet und dabei nicht  
nur an ihren eigenen Herd gedacht, sondern für das Ge-  
meinwesen die denkbar größten Opfer gebracht. Mit dem  
Ertrag ihrer Arbeit, lieber selbst Entbehrungen erdul-  
dend, haben sie weit über hundert Schulen, dazu Kirchen, Lehrer-  
und Pfarrwohnungen gebaut, unterhalten alles aus  
eigenem Gelde, zahlen Beiträge für Brücken- und  
Straßenbau, tragen zur Schaffung von Eisenbahnen und  
neuen Verkehrswegen große Summen bei, zahlen die  
Steuerlasten an die Regierung, organisieren sich selbst zur  
Bekämpfung der Rothäute, die hier und dort noch in ihr  
Gebiet einfallen, und halten in dem ganzen, an 10 000  
Quadratkilometer großen Munizipium so gut Ordnung,

Daß Gendarmen und Polizisten dort gar nicht erforderlich sind.

In keiner zweiten deutschen Kolonie baut man so hübsche Häuser. Weder in Santa Cruz noch in Hamburgerberg habe ich diesen hochentwickeltesten Schönheitsfing gefunden. Der Stadtplatz Joinville ist ja größer und regelmäßiger angelegt als Blumenau im engen Tal, aber malerischer ist unbedingt das idyllische Blumenau. Und deutscher ist es und trauter.

Wenn man auf dem 400 Meter hohen „Schweinsrücken“ steht, einem urwaldbestandenen breiten Berg, der allerdings die Form eines Rüsseltierbuckels hat, so erinnert die entzückende Aussicht lebhaft an einen Thüringer Eindruck: den Trippstein im Schwarzatal mit dem Blick auf Schwarzburg! Ebenso liegt hier Blumenau im Waldtal zu Füßen, ebenso grünen rings die grünen Hügelketten, nur sind es Palmen, Pinien, Eukalyptusbäume und Bananenstauden anstatt der heimischen Fichten. Ob ich dieses wonnesame Tal je wiedersehe?

... Just um die Zeit der Pflirsich blüht,  
Wie lacht's im weiten Gau!  
Rings deutsches Leben grüßt und sprüht,  
Heil dir, Schön-Blumenau!

Was ich auch sah im weiten Land,  
Nichts war wie du so traut —  
So wonnesam ich keines fand,  
So treu dem Mutterlaut!

Flachshaarig hier die Jungbrut tollt,  
Hin jagt's im Übermut —  
Und was in aller Adern rollt,  
Das ist Germanenblut!

Blauäugig lacht's mich schelmisch an:  
Ist Deutschland wirklich weit?  
Grad' wie in Schwarzwalds dunklem Tann  
Grüßt mich auch hier die Maid ...

Und was ihr Männer, hart wie Stahl,  
Einst schuft, heut' tut sich's kund:  
Hell wie ein leuchtendes Fanal  
Strahlt es aus Urwaldsgrund!

Wie Siegfried einst den Balmung schwang,  
Habt ihr die Art geführt,  
In Kampf und Not und Sturm und Drang  
Hier Heimat euch erkürt — — —

Und von den alten Gräbern weht's  
Mich ernst und heilig an:  
Gedenk' der deutschen Ahnen stets,  
Du Jungfrau und du Mann!

Zum Scheiden geht's ... ich schwent' den Hut ...  
Noch einmal rund ich schau':  
Bleib' treu dir selbst, Germanenblut,  
Gott mit dir, Blumenau!

\* \*  
\*

Gerade als die Drucklegung dieser Zeilen vollendet wurde, ging mir ein Brief von einem befreundeten Seeoffizier zu, der begeistert über die Aufnahme schreibt, die das Panzergeschwader, bestehend aus den Schlachtschiffen „Kaiser“ und „König Albert“, sowie dem kleinen schnellen Kreuzer „Straßburg“ gerade in Blumenau gefunden hat. Wir lassen den Brief, der ein lebendiges Bild der Freude unserer Landsleute im Urwald Brasiliens gibt, hier folgen:

Auf die Nachricht vom Herannahen des „Kaiser“ waren einige Herren aus Blumenau zur Begrüßung nach Itajahy, dem Hafentädtchen für das Hinterland, heruntergekommen; es liegt an der Mündung des gleichnamigen Flusses, der in ganz stattlicher Breite ein paar hundert Meilen aus dem Innern kommt, und weist vorläufig einen rechten Hafen nicht auf, so daß größere Schiffe jedenfalls auf offener Reede davor ankern müssen, die recht notwendigen Hafengebäude sind aber bereits in Angriff genommen. Am folgenden Tage herrschte die größte Aufregung in Itajahy: drei große Trupps „Kaiser“-Mannschaften zogen durch das freundliche Städtchen, in dem neben der brasilianischen Verwaltung sehr viele Deutsche wohnen. In Dutzenden von Stellwagen fuhren gegen 100 Mann 5 Stunden Wegs hinauf zu der kleinen deut-

ischen Ansiedlung Brusque, die aufs dringendste um diesen Besuch gebeten hatte. Mit Gesang und Spiel zog eine andere Schar, von den Itajahensern selbst eingeladen, übers Feld in den Wald, um sich dort beim Spießbraten im herrlichsten Wetter im Freien zu vergnügen und erst abends zu einem großen gemeinsamen Tanzfest ins Städtchen Itajahy selbst zurückzubegeben. Und ein höchst merkwürdiger Zug von schwimmenden Untersäßen setzte sich gegen 10 Uhr den Itajahy hinauf in Bewegung nach dem 80 Kilometer flußaufwärts liegenden Blumenau; dorthin hatte man, „wenn irgend möglich“, 300 Blaujaken eingeladen, und da der einzige vorhandene kleine Schleppdampfer nur etwa 150 fassen konnte, waren alle erdenklichen Leichter und Lastboote dahinter gespannt, auf denen unsere Matrosen lustige Lieder singend und von der Musik begleitet, in der vergnügtesten Stimmung diese neue Art „Seefahrt“ genießend, ins Grüne hineinführen. Die reizende anmutige Landschaft an beiden Ufern, der lachende und nicht unangenehm warme Sonnenschein, die Aussicht auf drei freie Tage bei gastlichen Leuten — das alles rechtfertigte die rosigste Laune. Gegen 4 Uhr nachmittags, als allgemein einige Müdigkeit anfangen wollte sich bemerkbar zu machen, hieß es plötzlich: Dort, hinter der Biegung des Flusses! Langsam drehten die Fahrzeuge um die Ecke, und überraschend bot sich uns ein überaus fesselndes Bild: Der Fluß schneidet an seiner Biegung tief ein; ein tüchtiges Stück bergan streben auf beiden Seiten grüne Uferabhänge, erst steiler, dann flacher sich hinziehend und hunderte von weißen und roten Häuschen auf ihren bunten Matten unter blühenden Sträuchern und Blumen vereinend. Und am Uferabhänge drängten sich von unten bis oben hinauf zu Hunderten Männer, Frauen, Kinder, festlich gekleidet; weiße, rosa, hellblaue Kleider schimmerten, hunderte von Tüchern wehten in der Luft, die Musik blies, und ein Willkommenshurra aus unzähligen Kehlen grüßte uns, wie wir es auf der ganzen Reise nirgends gehört hatten.

Lange war kein Kriegsschiff dagewesen — und nun schickte der Kaiser gar einen Admiral als seinen Vertreter! — An Land standen zunächst die Veteranen aus den drei großen Kriegen, mit Medaillen auf den Anzügen und heller Begeisterung auf den alten, verwetterten Gesichtern! Dann die Schulen, die Vereine, endlose Fronten hatte der Admiral abzuschreiten, überall streckten sich ihm die Hände entgegen, flogen die Mützen, wehten die Tücher — überall grüßte man begeistert die Seeleute aus der Heimat, der alten lieben Heimat, die man in Blumenau nie vergißt, auch wenn man in der dritten und vierten Generation drüben lebte und das deutsche Vaterland nie gesehen hat! — Dann rissen sich die guten Leute förmlich um „ihren“ Matrosen. Jeder Mann kam in ein Bürgerquartier! Und traurig zogen die ab, die „keinen gekriegt hatten“. — Wenn man gegen Abend durch das lang sich streckende Städtchen ging, sah man die Blumenauer mit ihren Matrosen zusammen um dem Abendbrottisch sitzen oder auf der Straße spazieren, den Gast in der Mitte, neben Müttern, und an der Hand eins von den blonden Kindern — als wäre der Urlauber nach Haus gekommen.

Am zweiten Tage ging mit der Bahn eine Stunde weiter ins Land hinein. Der Zug für die 300 Mann war über und über mit Blumen bekränzt, auf jeder Station waren die Einwohner zusammengeströmt, überall jubelnder Empfang, Schulkinder, die sangen und deklamierten, Schützenvereine, Sängervereine, Kriegervereine, daß der Zug nicht fort konnte und fast bei jedem Halt der Admiral mit seinen Offizieren hinaus mußte. Auf einer großen, weiten Wiese des Ortes Indayal, die im Triumphzuge erreicht wurde, spielte sich dann ein großes Volksfest ab mit Tanzen, Singen, Spielen, Reden, Kuchen und Kaffee und Bier und aberhundert deutsch sprechenden Landsleuten, die aus der Umgegend gekommen waren, um die Seeleute aus der Heimat zu begrüßen. — Fast alles einfache Leute, Bauern, Handwerker, deren Eltern oder

Großeltern es einst zu eng in der Heimat geworden, und die sich hier im schönen, warmen Brasilien heimisch gemacht, den Urwald gerodet und kultiviert hatten und festsaßen. Aber keine Armut gibts dort. Jeder, der etwas tut, hat auch sein reichliches Auskommen, ein paar Stück Rindvieh, Kühe, Schweine, Ziegen, Hühner und ein Haus und Grundstück, das er sein Eigen nennt.

Und nun am Abend das Tanzen in Blumenau, das seine vier größten Säle dazu zur Verfügung gestellt hatte. Und für jeden unserer Leute gabs ein deutsches Mädel zum Tanzen, mit dem man deutsch reden und altfränkische Polka und Rheinländer tanzen konnte — ein Bild, wie auf unserer Kaisergeburtstagsfeier daheim.

Die Freude war groß, und der Abschied am dritten Morgen schwer. Nur wenige Freunde konnten uns wegen des Platzmangels auf den Dampfern hinunterbegleiten, um nun auch ihrerseits für ein Stündchen wenigstens das Schiff anzusehen und einfache Gastfreundschaft zu genießen. „Auf Wiedersehen!“ hieß es aus hunderten von Kehlen — und jeder wußte, daß auch diese lieben Leuten im Bezirk Blumenau nur eine einmalige Episode in unserem Leben sind, wenn auch eine besonders freundliche und gewiß unvergeßliche, daß aber der Besuch einem dringenden Bedürfnis dieser Leute abgeholfen, den Heimatgedanken unterstrichen und dafür gesorgt hatte, daß diese Kolonisten dort in Brasilien deutsch bleiben im Grunde ihres Herzens!

## Heimkehr und Rückblick

**B**eimwärts gen Norden! Zuerst nach Rio zurück und dann mit deutschem Dampfer nach Europa! Unsere kleine „Anna“ stampft und rollt in der Küstendünung, blasse Mienen künden den Triumph Ugirs, des Herrn der Fluten: Man opfert ihm Backbord und Steuerbord . . .

Diese brasilischen Küstendampfer sind eine Teufelserfindung. Um die vielen Flußbarren überwinden zu können, sind sie flach gebaut und haben wenig Tiefgang. Aber gerade an der Küste ist der Atlantische Ozean, das Ungeheuer, stets in lebhafter Bewegung. Wehe dem ahnungslosen Mitteleuropäer, der sich mit Heiterkeit und Appetit an die Frühstückstafel setzt — ehe die Woge dreimal rollt, naht das Verhängnis . . .

Bevor ich die gastlichen Gestade des gesegneten Staates Santa Catharina verlasse, will ich aber noch vor einer lusobrasilischen Räuberhöhle eindringlich warnen: das liebliche Hotel de Commercio im Hafen von Sao Francisco erreicht den Weltrekord unverschämter Prellerei. Eine schmierige alte Negerin brachte mir zwei weiche Eier in der Schale und eine Tasse Kaffee. Das eine Ei war faul, und der Kaffee schmeckte sauer. Dafür sollte ich drei Milreis, nach dem jetzigen Kurs nahezu fünf Mark berappen! Da ich Skandal schlug, einigten wir uns auf zwei Milreis für ein faules und ein genießbares Ei sowie eine ungenießbare Tasse Kaffee.

Fremdling, wenn du gen Brasilien gondelst, so tue Geld in deinen Beutel. Rio de Janeiro ist die weitaus teuerste Stadt der bewohnten Erde! Davon weiß ich ein Lied zu singen. Dagegen ist das als kostspielig verschriene Wien einfach eine Schlaraffenidylle, wo Milch und Honig umsonsten fleußen. Wo die Leute nur alle die Goldbarren hernehmen? Denn in Rio wird fabelhafter

Lurus getrieben. Da sitzen eben die fetten Staatspolypen an der Quelle.

Aber zauberhaft schön ist diese Circe des tropischen Brasilien! Selbst Neapels Schönheit erblaßt vor den erotischen Reizen dieser Wunderstadt. Die Amenida Beira-Mar ist unvergleichlich. Eine moderne Prachtstraße mit Ausblick auf die Bai, das Gebirge und die Stadt. Auch die Amenida Central braucht sich vor der Wiener Ringstraße nicht zu verstecken. In einigen Jahren wird es sicher Mode sein, nach Rio de Janeiro mit den Dampfern der Hamburg-Amerika-Linie zu fahren, denn eine schönere Seereise und eine für den begüterten Globetrotter angenehmere Abwechslung binnen sechs Sommerwochen gibt es kaum. Besonders im Juli ist auch das Klima für den Europäer durchaus erträglich, heiß am Tage, aber kühl nach Sonnenuntergang. Das ganz deutsch geleitete Hotel International auf luftiger Höhe unterhalb des Corcovado bietet für 12 Milreis täglich ganze Pension, also 20 Mark: für Rio de Janeiro jedenfalls sehr preiswert und gut. So eine Vollmondnacht auf der Terrasse ist unvergeßlich. Allerdings: Wer nur Rio kennt, hat vom eigentlichen Brasilien eine ganz falsche Vorstellung!

Rio ist „Sand in die Augen“ für den staunenden Fremdling. Das wirkliche Brasilien ist im Innern des Riesenlandes zu suchen, wo der Caboclo in der elenden Palmitenhütte haust, wo der Gaucho auf dem endlosen Campo die gewaltigen Rinderherden hütet. Da ist echt brasilisches Leben zu finden.

Nun scheidet ich von dem Wunderlande jenseits des Äquators.

Unvergeßliche Eindrücke nehme ich mit! Vor allen Dingen glaube ich felsenfest an die Zukunft des Germanentums in den glücklichen Südstaaten Paraná, Santa Catharina und Rio Grande do Sul! Und nicht oft genug kann es gesagt werden: hier sollte das deutsche Kapital **m a c h t v o l l e i n s e t z e n**! Denn ohne das belebende Geld ist ja leider alle Müß' umsonst. Wie ich schon ein-

mal schrieb: der deutsche Bauer im Urwald wird das Rennen nicht machen. Aber wenn das deutsche Kapital Eisenbahnen baut und Industrie schafft, dann wird Südbrasilien in kurzer Zeit einen Aufschwung nehmen, der alle Welt in Erstaunen versetzen wird. Auch hier ist ein Land unbegrenzter Möglichkeiten. Freilich: die herrschende lusobrasilische Rasse wird dann tatkräftigeren Elementen weichen müssen. An diesem Mischblut werden sich die Sünden der Väter tragisch rächen.

Der Deutsche darf hier nicht mehr weichen. Wenn ich auch der planlosen Auswanderung nicht das Wort reden will, wie ich schon mehrfach betonte, so muß doch von einer kapitalsträftigen Gesellschaft eine planvolle Besiedelung der Südstaaten eingeleitet werden, damit die Germanen unter dem südlichen Kreuz nie die Fühlung mit dem Mutterlande verlieren können, denn wie dem Antäus stets die Kräfte wuchsen, wenn er die Mutter Erde berührte, so strömt der blonden Rasse da unten nur aus dem alten Vaterlande der Jungborn tatenfroher Kraft zu!

Darum mein ernstest Rat: Schickt Ärzte, Lehrer, Kaufleute, baut Fabriken und Eisenbahnen, dann kann auch der Bauer fortkommen. Treffliche Menschen habe ich kennen gelernt. Der alte deutsche Idealismus ist doch etwas Herrliches. Wer ihn in der neuen Welt verliert, bedeutet auch für unser Volkstum nichts mehr . . .

Von Sao Paulo bis Porto Alegre reicht heute schon der deutsche Einfluß. Weiter nördlich hat der Germane nichts mehr zu suchen in Brasilien. Dem alten Vaterlande erwächst aus diesem Auslandsdeutschum ein Gewinn, der immer noch nicht genügend gewürdigt wird.

Möge die reichsdeutsche Diplomatie endlich die Zeichen der Zeit richtig deuten lernen! Was Engländer und Dankees, Franzosen und Italiener schon lange tun, muß auch Michel lernen: Rücksichtslose Unterstützung aller Germanen über See, wenn

sie auch nicht amtlich abgestempelte Akten bei sich tragen.  
Es ist der G e i s t , der sich den Körper haut.

Und so scheidet ich von dir, du schönes, zukunftsfrohes  
Deutsch-Brasilien. Meine Enkel werden erleben, was  
ich für euch ersehne . . .

Bleibt nur so, wie ihr seid, dann ist die Zukunft  
euer! Heil allen Brüdern, die da kämpfen für deutsche  
Art, wo immer es auch ist — e i n e Liebe eint uns alle:  
Treue zur Allmutter Germania, zu unserem rastlos vor-  
wärtstrebenden Edelvolke: hier sind die starken Wurzeln  
unserer Kraft. Wir nützen dem Fortschritt und der Kultur  
der Welt, wenn wir deutsch bleiben! Und zwar  
überall auf der ganzen Erde . . .



Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung  
Theodor Weicher, Leipzig, Inselstraße 10

# Das Jugendgeleitbuch

Gedenke, daß du ein Deutscher bist

herausgegeben von Thomas Westerich

unter Mitwirkung zahlreicher angesehenener  
Gelehrter, Offiziere, Seelsorger, Schul-  
männer und Künstler

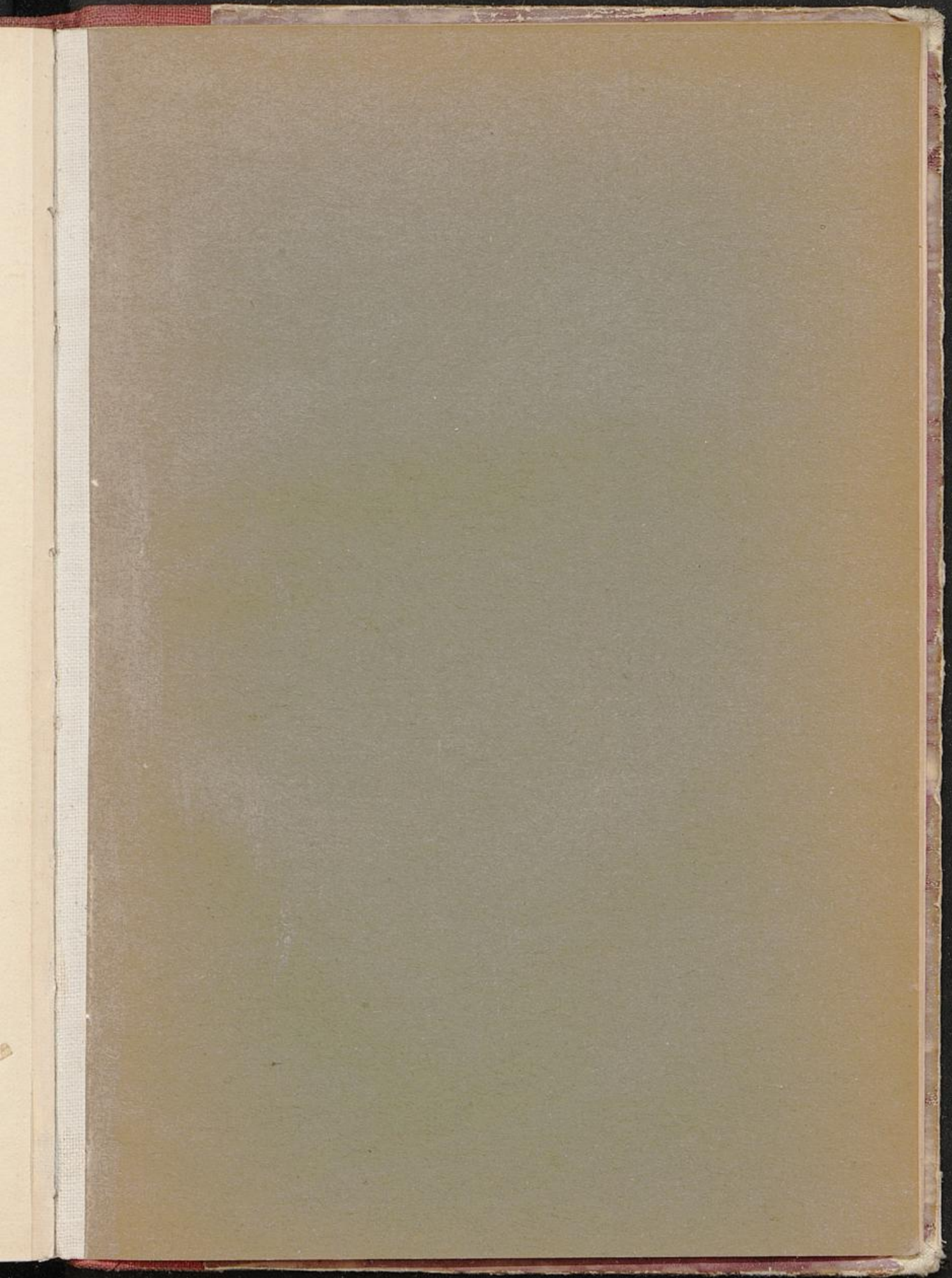
415 Seiten 1914 gebunden in Ganzleinen mit  
Titelzeichnung von Franz Stassen

Mk. 5.—

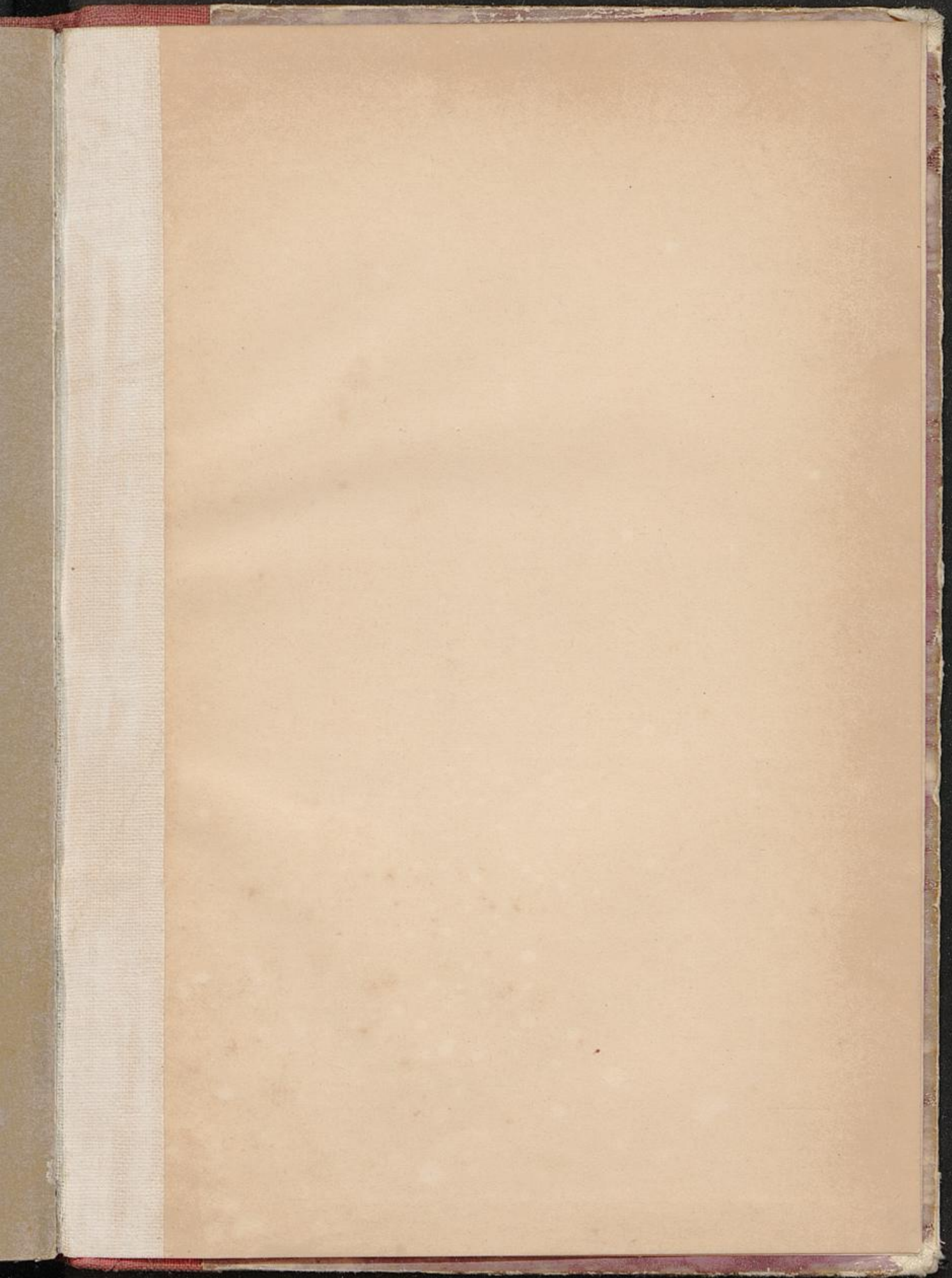
||||| Aus dem Inhalt: |||||

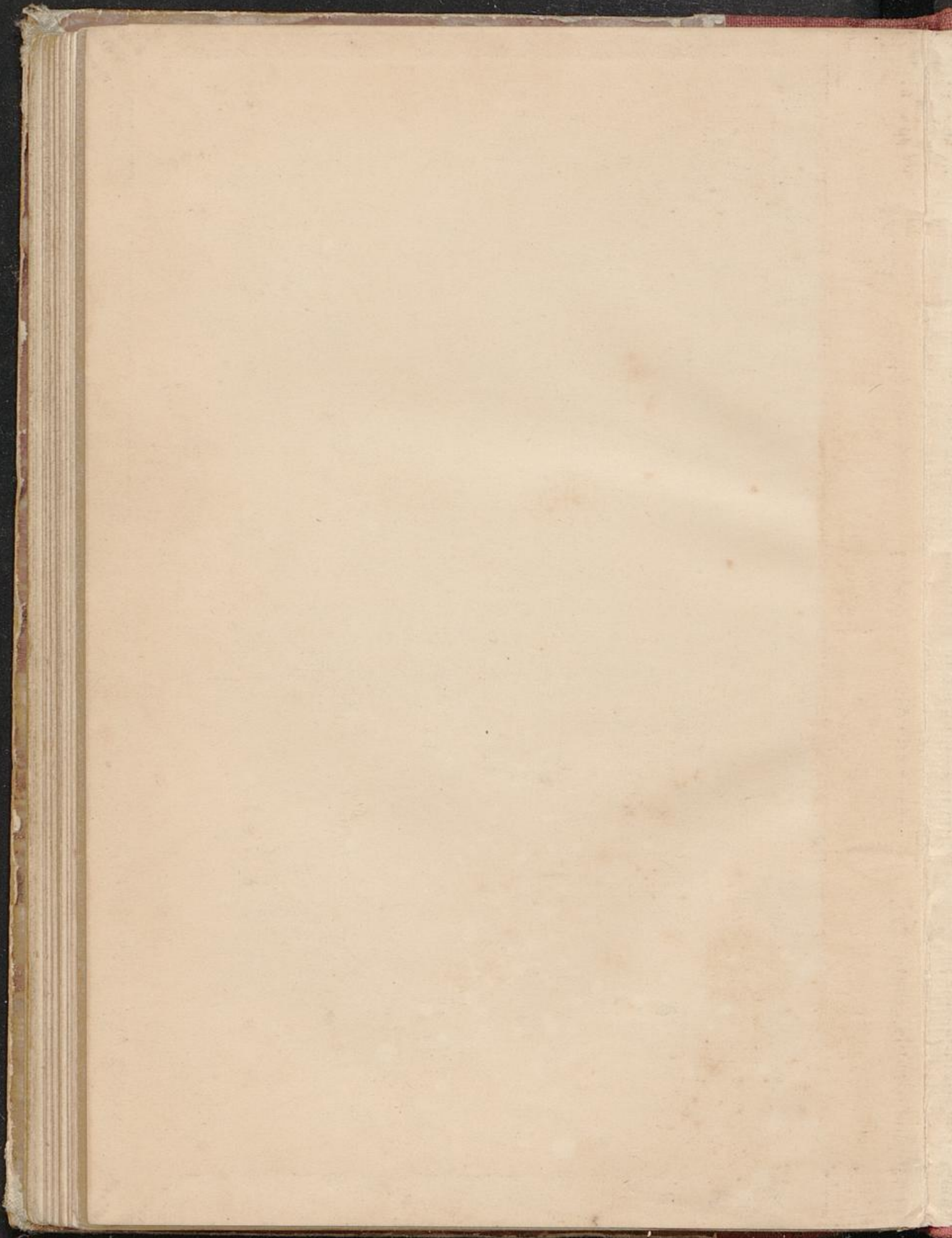
Bartels, Adolf, Deutsches Schrifttum | Bieder, Theobald, Eine Wanderung in das Reich altgermanischen Lebens und Glaubens | Brunner, Karl, Von der Geistesnahrung niedriger Art | Driesmans, Heinrich, Wesenswerte und Rechtsgefühle in der deutschen Sagenwelt und Frühgeschichte | Fulda, Friedr. Wilh., Die deutsche Jugendwanderbewegung und ihre Bedeutung für Heimat und Volkstum | Höffner, Joh., Deutsche Denker als Erzieher | Klingemann, Karl, Glaube, des deutschen Herzens Bedürfnis und Kraft | Kossinna, Gustaf, Altgermanische Kulturhöhe | Kohde, Wilhelm, Von der Herrlichkeit deutscher Malerei | Kuhlbeck, Ludwig, Vom deutschen Recht | Litzmann, die deutsche Wehrmacht und die Weltnotwendigkeit deutsch-germanischer Kulturerhaltung | Luntowski, Adalbert, Werdet Menschen | Preuß, Eduard, Bismarck und die ehernen Zukunftsziele | Rentsch, Arno, Die Tonkunst, das uralte Besitztum der Deutschen | Richter, J. W. Otto, Deutschland überm Meer | Rolfs, Deutsche Körperzucht | Schlüter, Willy, Germanische Volkslaster und ihre Bekämpfung | Schupp, Wilhelm, Ueber Bauen und Bauten in Deutschland | Westerich, Thomas, Vom Wesen des Deutschtums und seiner Stämme | Wolf, Heinrich, Deutsche Geschichte | Zippelius-Horn, Dora, Was wir von unseren deutschen Mädchen erwarten.

Hier haben sich völkische Männer und Frauen zusammengefunden, um in den jungen Deutschen, den Trägern unserer Zukunft, das Verantwortungsgefühl zu wecken, um die Flammen vaterländischer Begeisterung zu schüren. Als das Hohelied germanischer Kulturkraft bildet dieses Buch eine würdige Einsegnungsgabe für Jünglinge und Jungfrauen, ein prächtiger Reisegefährte für den Lebensweg, den besten Leitfaden für Offiziere, Lehrer und Volkserzieher.

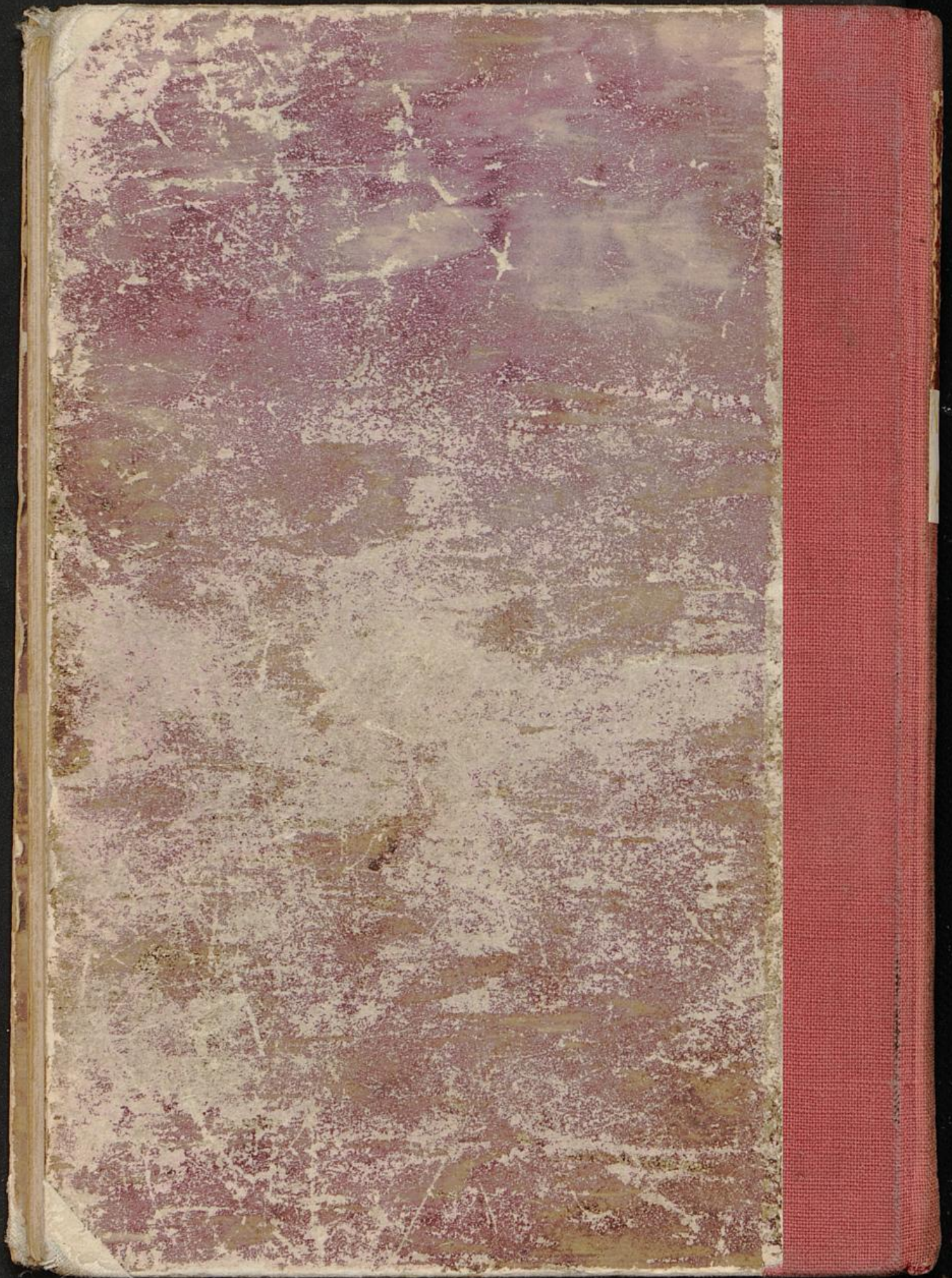


25





Martin Lehmann



V 2 c

4678